Oecon.
22

Oeconomia.

Opera varia oeconomiam illustr. 60.

Oec. gen. No. 127

Historisch-oekonomische Abhandlungen

von

einer Gesellschaft Gelehrten

herausgegeben.

Giesen
bei Krieger dem ältern.
1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken.

Man hat von Constantinopel häufig das gesagt, was man von den mehrsten grossen Hauptstädten gesagt findet, daß ihre Lage sie zu der Herrschaft der Welt, oder wenigstens eines Welttheils bestimme. Allein so willkührlich diese Lobsprüche auch sonsten seyn mögen, (denn in der That mögten es die Herrn Lobredner schwerlich erklären können, warum die Lage von Rom zu der Herrschaft der Welt geschikter sey, als die der Hauptstadt der Republik S. Marino oder der Residenz des Fürsten von Monaco) so hat Constantinopel gewis unter allen Städten das erste Recht, darauf Anspruch zu machen. Wann man auf der Karte einen Plaz für eine Stadt suchen sollte, wo der

so würde man schwerlich, einen Ort treffen können, der mehr hiezu gemacht wäre, als der wo Constantinopel liegt. Noch in Europa, und doch von Asien nur durch einen schmalen Canal getrennt; zugleich Landstadt und Seestadt, vor sich die Ebnen von Asien, hinter sich die Länder von Europa, zwischen zwei Meeren erbaut, von denen das zu seiner Rechten es mit allen Ländern des südlichen und westlichen Europa, mit den Küsten von Africa und Asien, das zu seiner Linken mit dem ganzen Norden in Verbindung sezt; von beiden Seiten durch eine Meerenge vertheidigt, in der glüklichsten Himmelsgegend gelegen, und mit einem Hafen versehen, der es in den Stand sezt, die Produkte seiner Provinzen aufzunehmen und aufzubewahren, — scheint es zum Mittelpunkt und zu der Beherrscherin nicht von Europa, sondern von den fruchtbarsten Ländern des Erdbodens bestimmt, und eben dadurch vor derjenigen Plage, die grose Städte am ersten drükt, dem Mangel an Lebensmitteln, gesichert zu seyn.

In Rüksicht auf die Vortheile also, die Constantinopel aus seiner Lage zieht, oder doch ziehen könnte, kann es sich jeder andern Hauptstadt von Europa an die Seite sezen, und die Schönheit derselben übertrift, nach dem

dem einstimmigen Zeugnis aller Reisenden, selbst die von Neapel. Vieleicht sind wir im Stande weiter unten den Lesern ein lebhafteres Bild von dem prachtvollen Anblick vor Augen zu stellen, der jeden, besonders wenn er sich von der Meerseite her zum erstenmal dieser Hauptstadt näherte, zu Erstaunen und Bewunderung hingerissen hat.

Constantinopel bildet beinahe ein Dreyek, dessen Spize gegen das Meer zuläuft, und das nur auf der einen Seite, mit seiner Basis mit dem festen Lande zusammen hängt während daß seine zwei andere Seiten mit Wasser umringt sind. Die eine Spize dieses Dreyeks bildet der Pallast des Grossultans, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, das Serail, (eigentlich Serai). Die zweite das Schloß der sieben Thürme, die dritte eine Moschee, beinahe an der Spize eines Hafens. Alle drei Seiten sind mit einer Mauer umgeben, die gleich wol an der Wasserseite ziemlich verfallen ist; hingegen an der Landseite, wo die Türken sie einst bestürmten, läuft eine doppelte Mauer her. Aber freilich würden diese Festungswerke eine sehr schwache Schuzwehr seyn, wofern ein christliches Heer einst bis zu denselben dringen sollte. Constantinopel würde alsdenn ohne Zweifel sein eigner gefährlicher Feind seyn, und der tobende Pöbel würde sich vieleicht

begraben.

Das Meer, an dem Constantinopel liegt, heißt jezt Mardi Marmora, vor dem Propontis, und gleichet einem grosen Bassin, das in Norden und Süden nur einen schmalen Canal zum Ausgange hat. Gegen Süden den Hellespont, oder wie er jezt heißt, die Meerenge von Gallipoli, oder den Dardanellen, wodurch das Mardi Marmora mit dem grosen mittelländischen Meere, — gegen Norden den Bosporus, oder den Canal des schwarzen Meers, wodurch es mit diesem verbunden wird.

Diese beiden Meerengen sind für die ankommenden Flotten gleichsam die Thore von Constantinopel, die durch die Veränderungen des Windes geöfnet und geschlossen werden; denn so unmöglich es ist, daß bei anhaltendem Nordwinde ein Schiff den Hellespont passiren kann, eben so wenig kann es bei Südwinde durch den Bosporus kommen. Sehr natürlich ist es daher auch, daß die Türken diese beiden Kanäle als die Schuzwehren ihrer Hauptstadt von der Seeseite her betrachten; denn so lange sie diese besezt haben, kann ohne ihren Willen kein Schiff nach Constantinopel gelangen. Sie werden daher auch beiderseits von mehreren festen Schlössern vertheidigt, unter denen die sogenannten

nannten Dardanellen am Hellespont die berühmtesten sind, die aber sammt und sonders in sehr schlechtem Zustande sich befinden sollen. Die Canonen daselbst, sind noch aus den Zeiten, da man glaubte, daß ihre Grösse sie furchtbar mache, (dergleichen man auch noch hin und wieder auf den Wällen unsrer Festungen findet) und die Türken fürchten sich selbst davor, sie abzuschiesen. Diese Festungen also würden einer feindlichen Flotte wol weit weniger Hindernisse in den Weg legen, als die Gefahren der Stürme und des veränderlichen Windes. Aber wenn diese Schlösser auch noch so fest wären, so würden sie ohne eine mächtige Flotte den Türken dennoch wenig helfen. Ein Bombardement ist nicht das einzige, was sie für ihre Hauptstadt fürchten; nicht weniger schreklich würde es für sie seyn, wenn eine Flotte die Eingänge der beiden Canäle besezte. Eine Hungersnoth in der Hauptstadt, wäre dann die unausbleibliche Folge davon, und was für Scenen müßte diese in einem Orte nach sich ziehen, wo mehrere hunderttausend Menschen zusammengepreßt leben, die ohnehin schon jeden Augenblik zu einem Tumulte bereit sind?

Die zweite Wasserseite von Constantinopel wird, wie oben gesagt, durch den Hafen begränzt. Dieser Hafen ist gänzlich ein

Bucht gebildet, die sich tief in das Land hinein erstrekt, und gros genug ist, auch die zahlreichsten Flotten zu beherbergen. Wäre nicht bei anhaltenden Nordwinden das Einlaufen so beschweriich, so würde er vieleicht der vortreflichste Hafen in Europa seyn; denn ausser seiner Grösse, hat er zugleich eine solche Tiefe, daß die größten Schiffe an den mehrsten Stellen unmittelbar an das Ufer kommen können.

Dieser Hafen, oder dieser Arm des Meers, trennt zugleich die beiden Vorstädte, Galata und Pera von dem eigentlichen Constantinopel, so wie die Meerenge selbst, Scutari, das schon auf dem festen Lande von Asien liegt, und gewöhnlich als eigne Stadt, und nicht mehr als Vorstadt angesehen wird. Das weitere von diesen Vorstädten werden wir unten anführen.

Die dritte Seite der Stadt endlich ist ganz gegen das feste Land gekehrt, und am stärksten befestigt. Die doppelte Mauer die sie umgiebt, ist durch einen tiefen Graben getrennt, und die hintere hat fast durchgehends eine Höhe von 20 Fus. Die Anzahl der Thore läßt sich nicht so genau bestimmen, weil mehrere zugemauert sind, das vornehmste ist dasjenige, durch welches der Weg nach Adrianopel geht.

Von

Von wenig Städten findet man über ihren Umfang, und über die Zahl ihrer Einwohner, so sehr verschiedene Angaben, als über Constantinopel. Die früheren Reisenden, aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, erklären es fast ohne Ausnahme für die größte Stadt von Europa; aber freilich weichen sie schon darin von einander ab, daß einige die Vorstädte Galata und Pera, mit zu der Hauptstadt rechnen, andre nicht. Für unsre Zeiten kann das Zeugnis jener Reisenden aber nichts mehr beweisen, da London und Paris sich seitdem so sehr vergrössert haben; und nach den zuverläßigsten Nachrichten neuerer Augenzeugen, übertreffen beide Städte jezt Constantinopel an Grösse. Herr Niebuhr schäzt ihren Umkreis auf 13000 geometrische Schritte, oder etwa auf 5 Stunden Weges; hingegen wird der Umkreis der beiden erstern auf 8 Stunden geschäzt.

Noch weniger ist es möglich, über die Zahl der Einwohner dieser Hauptstadt etwas zuverläßiges zu sagen, da weder die Türken sie jemals gezählt haben, noch Verzeichnisse von den gebohrnen und gestorbenen halten, nach denen man sie berechnen könnte. Selbst der Maasstab, mit dem man die Volksmenge andrer grosen Städte nach dem äussern Anschein mißt, trügt bei Constantinopel,

 weil

den Tag über auf den Gassen sieht, aus den benachbarten Dörfern sind, und daher jeden Abend die Stadt wieder verlassen. Höchst wahrscheinlich ist daher die Angabe von einer Million Einwohner, die man häufig findet, übertrieben; aber gewis ist es, daß London, und Paris die einzigen Städte in Europa sind, die Constantinopel in in dieser Rüksicht den Rang streitig machen können. Der Grund und Boden der Stadt ist äusserst uneben, und die Bauart der Häuser sehr schlecht. Die Stadt ist nemlich auf mehrern Hügeln erbaut, die sich in ungleicher Höhe einer über den andern erheben, und gewissermassen den 7 Hügeln gleichen, auf denen Rom erbaut ist. Wenigstens war diese Aehnlichkeit mit einer Ursache, warum Constantin der Grose als er eine neue Residenzstadt suchte, die der alten ähnlich seyn sollte, auf diese seine Wahl fallen lies. Freilich wird dadurch der äussere Anblick der Stadt sehr verschönert, sie gleichet einem prächtigen Amphitheater, wo vor der Menge der grosen Gebäude alle kleinen verschwinden; aber um desto mehr wird auch der Fremde betrogen, der von diesem äusseren Anblick auf das Innere schliest. Blos die öffentlichen Gebäude der Moscheen, Bäder, und einzelne Palläste, sind von Steinen gebaut; die Häuser durchgehends von Holz, und halten auch nicht mehr als ein Stokwerk.

Die

Die Erdbeben denen Constantinopel häufig ausgesezt ist, machen zwar auf der einen Seite diese Bauart nothwendig, aber auf der andern sezt sie auch die Einwohner in Gefahr, bei Feuersbrünsten lebendig zu verbrennen. Die Wuth der Flammen greift alsdenn mit solchem Ungestümm um sich, daß eine oder auch mehrere Strassen gewöhnlich ihr Opfer werden, und da an Löschen hier gar nicht zu gedenken ist, so ist das Niederreissen einiger noch unbeschädigten Häuser, das einzige Mittel, ihrer Gewalt Einhalt zu thun.

Die Fortsetzung folgt.

* *

Von einigen Holzarten welche man in den hiesigen Gärten antrift, deren Nutzen und Cultur.

Sowohl in unserm botanischen, als in dem der Stadt zustehenden, neben dem hiesigen Kirchhofe liegenden Garten, finden sich einige Holzarten, die eine umständlichere Beschreibung verdienen, damit ihr Nutzen und ihre beste Fortpflanzungsart allgemeiner bekant werde. Ich mache den Anfang mit dem

Das schönste Exemplar steht in dem von Wredischen Begräbnisse. Ein junger Baum, der mit der ungeschwächten Kraft eines Jünglings unter den übrigen aufstrebt. Ein fünfjähriges Exemplar befindet sich in dem Universitäts oder botanischen Garten. Ich will erst seinen botanischen Caracter beschreiben, dann seinen ausgebreiteten verschiednen Nutzen, Nutzungsart und endlich seine Vermehrungsart, angeben.

Ein Sommergrüner Laubbaum erster Gröse. Den Namen Robinie führen diese Bäume von Jacques Robin, ehemaligen Aufseher sämtlicher königlich-französischer Gärten, der ihn zuerst aus Amerika nach Frankreich kommen lies. In Deutschland ist dieser Baum so gut als einheimisch anzusehen, da es verschiedne Pflanzungen hat, welche schon Samen tragen, und in den königl. Preussischen Staaten befiehlt ein neues Reglement

bei

*) Robinia pseudoacacia, Acacienbaum, Schotendorn, virginischer Schotendorn, Schottenbaum, Heuschrecken Baum, After-Acacia, amerikanischer Schlehendorn, Courbaril, Süsholzbaum, gemeine Robinie, falsche Acacia.

bei Anlegung neuer Waldungen Rüksicht auf diese Holzart zu nehmen. Der Baum erreicht eine Höhe von 60 bis 80 Fus, und gegen 2 — 3 F. im Durchmesser. Mit 40, 50, bis 80 Jahren erwächst er zu Baumholz, mit 12 — 15 zu Klafterholz. Sein Vaterland ist der wärmere Himmelsstrich des nördlichen Amerika, alles ist an ihm nuzbar, Stam, Laub, Wurzel und Frucht, und wegen seines schnellen Wachsthums giebt er schon mit 10 Jahren mehr Holz als eine Eiche mit 30 Jahren. Doch erreicht er jene Höhe und Dicke nur wenn er aus Samen gezogen wird und dichte steht. Bewurzelte Ausschößlinge oder aus Samen angezogene und in der Folge verpflanzte Stämme liefern zwar ebenfalls dicke Bäume, die aber niemals die Höhe der erstern erreichen. Die jüngern Pflanzen und schwachen Aeste der stärkern, deren Dicke ohngefähr 2 Zoll beträgt, sind mit spitzigen, unten breiten, starken, holzartigen, gegen ½ Zoll langen, paarweise stehenden Dornen bewafnet, die aber abfallen, so bald die Aeste stärker werden.

Blüthen. Zwitterblüthen und zwar Schmetterlingsblumen, wie wir sie bei den Wicken, Linsen und andern Hülsenfrüchten antreffen. Sie erscheinen hier im Jun. und halten 3 — 4 Wochen bei troknem Wetter an, im nassen fallen sie früher ab. Ihre Farbe ist

duften einen angenehmen jasminartigen Geruch aus, erscheinen an den Seiten der Zweige in langen hängenden Trauben auf einblütigen Stielen. Sie bedecken die Krone eines zur vollen Blüte gekommenen Baumes überall, und geben demselben ein bezauberndes Ansehen, weil die Blumentrauben überall an seiner Krone umher auf eine freie ungezwungne Art unter sich hängen, und einige derselben ganz, andre hingegen wegen der vor ihnen schwebenden Blätter nur halb ins Aug fallen, und demselben abwechselnd bald dargestellt, bald wieder entzogen werden, bei welcher Gelegenheit auch die Blumen selbst, wenn sie sich in der wehenden Luft hin und herwiegen, einen Zuwachs ihrer Schönheit erhalten, sind überdem von der Natur mit dem angenehmsten Geruche begünstigt, und erfüllen die Luft am Abend oder nach einem Regenschauer auf eine ziemliche Weite umher mit einem so lieblichen Dufte, daß man, wenn man sich diese Zeit zu Nutzen macht, in der Erwartung ihres lieblichen und verschwenderisch reichlichen Wohlgeruches nie getäuscht wird. Der Kelch oder die Blumendecke ist klein glockenförmig am Rande in 4 Theile getheilt, deren oberster noch einmal so breit als die drei andern und kaum ausgeschweift ist. Die Fahne ist gros offen, beinahe rund, und auf die andern Kronenblätter ein wenig nie-

derge-

dergesenkt. Die Flügel sind gros oval, nach der Fahne in die Höhe gerichtet. Der Nachen ist sehr klein, platt und nicht viel länger als die Flügel. Der Staubfäden sind zehn. Sie sind in zwei Parthien verwachsen, erheben sich, indem sie sich aufwärts krümmen, und sind mit runden Staubbeuteln versehen. Der fadenförmige Staubweeg ist abwärts gekrümmet, endigt sich in eine Narbe und steht auf dem cylindrischen Fruchtknoten. Der Fruchtknoten (Eierstok) wird zu einer 2—3 Zoll langen, 1½ Zoll breiten Schote, welche aus 2 Schaalen besteht, die einige nierenförmige Samenkörner einschlieset. Ihre Gestalt wechselt häufig und ist daher unbestimmt. Die Samen aber reifen Ende Novembers, wenn nun Mehlthaue im August fallen, so findet man in der Mitte des Septembers schon vielen reif aussehenden Samen, bei genauer Untersuchung findet sichs aber daß er unreif ist.

Laub. Die Blätter sind gefiedert. Jedes Blatt ist mehrentheils aus 8, 10, 12 auch mehreren ovalrunden kleinen, glattrandigen, nur an der Spitze eingekehrten Blätchen zusammengesezt. Sie sind von zarter Substanz, sitzen dicht an der Mittelribbe, sind auf der Oberfläche hellgrün, auf der untern weislich, auf beiden aber glatt. Sie brechen mit den Blüten zugleich hervor. Sie sind empfind-

sam

Im Herbst fallen sie nach dem ersten starken Frost ab. Am Ende steht ein einzelnes Blätchen. Sie sind die schönste Art zusammengesezter Blätter, die sich nur denken läst; geben dem Baume, den sie überall bekleiden, ein edles Ansehen, welches im Junius durch seine Blüte zur höchsten Stufe der Schönheit erhoben wird. Diese kleinen Blätter brechen und mildern zwar die Sonnenstrahlen, hemmen sie aber nicht. Sie lassen sie blos mit einem gemilderten Lichte durch und erlauben also dem Gefühlvollen unter ihren erhabenen Schatten die übrigen Schönheiten der Natur mit aller Freiheit anzustaunen. Ein Klumpe dieser Bäume am äusersten Ende eines Haines zwischen Morgen und Mittag gepflanzt, bringt die mächtigsten Wirkungen hervor, und übertrift das schönste Gartenhaus, dessen Wände mit den prächtigsten Tapeten geschmückt sind, und dessen Platfond der gröste Künstler gemahlt hat: denn sie gewähren uns Freiheit, reine Luft und Genuß der um uns liegenden lachenden Natur, und dies zu einer solchen Zeit, wo die Macht der Sonnenstrahlen uns gleichsam aus der Natur in Häuser verbannt, und uns hindert, sie zu der schönsten Zeit zu geniesen. Und wie herrlich wird nicht der Caracter dieses Baumes dadurch, daß sich seine Blätter nach dem Einflusse des Lichtes öfnen und schliesen, und

dadurch

dadurch eigne Bewegung erhalten. Des Abends schliesen sie sich, und am Morgen, wenn der Tag seine gewöhnliche Helle hat, öfnen sie sich wieder. Bei Regenwetter oder bedektem Himmel bleiben sie oft lange geschlossen, und zeigen dadurch etwas den Fühlpflanzen sehr ähnliches.

Stam. Seine Höhe und Stärke ist bereits angegeben worden. Er zertheilt sich in viele Zweige. Seine Rinde ist bei starken Bäumen dunkelgrau, breit, tief, gerissen, zähe, dik, von gelblicher Farbe, an den Zweigen glatt, purpurröthlich mit starken Stacheln bewahrt. Die Zweige sind sehr zerbrechlich und werden im Sommer, wenn sie belaubt sind, oft vom Winde abgebrochen. Sie brechen spät im Frühjahr hervor, ersetzen aber diesen Fehler durch die Schönheit ihres bald hernach ausbrechenden Laubes reichlich. Das Holz ist hellgelb, öfters mit schmahlen blas purpurnen Adern gestreift, schwer und so fest, daß auf dem wohl getroknet, der Hobel mit vieler Mühe haftet, die aber durch die schöne Politur, welche es annimmt, ersezt wird. Wenn es von der Rinde und Splint gesäubert worden, ist es so hart wie Eisen und weder Fäulniß noch Wurmfraß unterworfen. Dieser Baum treibt keine Pfahlwurzel, aber starke und sich weit ausbreitende Nebenwurzeln, die in einem

der Oberfläche weglaufen, sehr viele kleine Seitenwurzeln austreiben, und mehr Nahrung aus dem unter ihnen liegenden als aus dem obern Boden zu ziehen scheinen, weil Gras und Feldfrüchte so über ihren Wurzeln wachsen, hiedurch nicht im mindesten leiden. Der Nordamerikaner behauptet, daß aus den Samen gezogene Stämme, deren Wurzeln beim versetzen nicht verschnitten worden, keine Wurzelbrut treiben. Abgehauene Stämme treiben aber so weit die Wurzeln sich erstrecken hunderte von Schößlingen, die aber nicht so hoch als Samenbäume werden.

Die Fortsezzung folgt.

Anzeige.

Das Jahr 1789. wird den Schäfereiherrn lange im Andenken bleiben. Die lang anhaltende Nässe brachte unter den Schaafen die Fäule hervor, und raffete hunderte derselben hin. Was der Sommer und Herbst nicht aufrieb, kan noch izt und gegen das Frühjahr geschehen. Denn im Winter samlen sich nun die wäsrigen Feuchtigkeiten noch mehr, und erzeugen Wassersucht und Pocken. Ich empfehle als Vorbauungsmittel Roskastanie und Heide.

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken. Fortsezzung.

Der Baron Tott war im Jahr 1753. Augenzeuge eines solches Brandes, des fürchterlichsten unter allen, der beinahe ⅔ der Hauptstadt verzehrte. Das Feuer brach aus in einem Hause nicht weit von dem Serail, und verbreitete sich bei einem starken Nordwinde mit solcher Heftigkeit, daß es in kurzer Zeit den Pallast des Grosveziers erreichte, wohin sich der Grossultan selbst begeben hatte. Vergebens suchte man dies Gebäude zu retten; es gerieth nicht allein in Flammen, sondern trug auch am mehrsten zu der Verbreitung des Brandes bei. Die engen Gassen machten jezt das Löschen unmöglich; man schmeichelte sich nur mit der Hofnung, daß die Sophienkirche oder Moschee den Flammen Grän-

derselben näherte, schmolz das Bley, mit dem ihre Coupel gedeckt war, und der herabfallende glühende Regen verjagte gar bald das Volk das retten wollte. Man lies daher den Flammen freien Lauf, und erwartete, daß das südliche Ende der Stadt ihnen Gränzen sezen würde. Aber vergeblich! eben wie die Flamme in diese Gegend kam, wandte sich der Wind gegen Osten, und trieb sie mit ungestümmer Heftigkeit gegen die Mitte der Stadt. Dies verursachte eine Scene, hinter der jede Beschreibung zurückbleiben muß. Die Hauptstraßen der Stadt wurden jezt eben so viele Canäle des Feuers, und man unterschied 13 verschiedene Arme, in denen sich das Feuer verbreitete. Der Tumult des Volks, das Einstürzen der Gebäude, und das Rasseln der Flammen, verbunden mit dem Geschrei der Unglücklichen, die haufenweise ihr Opfer wurden, wann ein paar Feuerarme sich schnell vereinigten, und sie umzingelten, ehe sie sich retten konnten, verursachten ein Geräusch, das das Ohr des Zuschauers nicht weniger betäubte, als der Anblick der brennenden Stadt, die einem Feuermeere glich, sein Auge blendete.

Das erste Gebäude, das die Augen der ankommenden Fremden sowohl durch seine Lage als durch seine Größe an sich zieht, ist das

Serai,

Serai, oder mit der Italiänischen Endigung das Seraglio. Es ist eine sehr falsche Vorstellung, wenn man sich darunter blos den Pallast denkt, den die Gemalinnen des Sultans bewohnen, dieser macht nur einen Theil desselben aus, und heißt, wie bei allen vornehmen Türken der Harem. Das Serai hingegen ist beinahe eine kleine Stadt, die eine Menge Palläste, Höfe, Gärten und kleine Gebäude enthält, die für den ganzen Hofstaat des Sultans bestimmt sind. Es ist allgemeine Gewohnheit der Morgenländischen Monarchen, sich dem Anblick ihrer Unterthanen weit mehr zu entziehen, als unsre Europäische Fürsten es thun. Sie sind überzeugt, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß gerade die Seltenheit ihres Anblicks, ihre Maiestät in den Augen des Volks, oder wenigstens des Pöbels erhöht; denn die Vorstellung von dem was wir nicht sehen, ist gewöhnlich größer als die Sache selbst, und sinkt eben deshalb, sobald uns der Anblick gewährt wird. Es ist daher ein seltner Fall, daß der Grossultan sich dem Volke zeigt, zumal seitdem er nicht mehr selbst an der Spize seiner Heere ficht; und eben diese Gewohnheit macht es daher nicht allein nothwendig, daß seine Residenz von der übrigen Stadt sorgfältig abgesondert ist, sondern daß auch selbst der Eingang in das Innere derselben jedem Fremden versagt ist Das ganze Serai ist

eine halbe Meile im Umkreise hat, und also einen Plaz einschliest, der beträchtlich genug ist, eine mässige Stadt zu fassen. Der Haupteingang, oder der Durchgang durch das erste Thor, steht iedermann offen, und man kommt zuerst in eiuen Hof, in dem sich die Gebäude für die niedern Bedienten des Serais befinden, und wo eine Wache von 50 Capigis oder Garde-Soldaten ihren Plaz hat. Die Bedienten der Pachas und Agas, die bei Hofe zu thun haben, erwarten hier ihre Herrn, und sorgen unterdessen für ihre Pferde; aber schon hier muß, so wie in dem Innern des Serail eine ehrerbietige Stille herrschen; wer viel Geräusch macht, wird auf der Stelle mit Prügeln belohnt, und selbst die Pferde sollen zu einer größern Stille gewöhnt seyn.

Der Eingang zum zweiten Hof ist gleichfalls durch 50 Capigi bewacht. Dieser Plaz ist größer und schöner als der vorige. Er bildet ein Viereck, das etwa 300 Schritte im Durchmesser hat. Die Wege sind gepflastert, das übrige ist grüner Rasen, und wird beständig durch Springbrunnen gewässert. Niemanden als dem Kaiser ist es erlaubt, zu Pferde in diesen Hof zu kommen. An der linken Seite desselben sind die Gebäude für den Schaz des Grossultans, und ein Reit-

stall;

stall; zur rechten die Küchengebäude, in denen für alle Bewohner des Seraglio gekocht wird; und um den ganzen Hof geht eine niedrige Gallerie, von Marmorsäulen getragen, und mit Bley gedeckt. Am Ende dieses Plazes endlich und zwar an der linken Seite desselben, ist der Saal, in dem der Divan, oder die geheime Rathsversammlung, gehalten wird. Er ist gros, aber niedrig, und mit Vergoldungen geziert. Auf dem Boden ist ein Teppich ausgebreitet, auf den die Glieder der Versammlung nach Morgenländischer Art, sich sezzen.

Den Vorsiz führt der Grosvezier, oder in seiner Abwesenheit der Caimacan, oder Minister der auswärtigen Geschäfte. Zu beiden Seiten sizzen ihm die übrigeu Minister; mit deren Türkischen Titeln wir der Zunge und den Augen unserer Leser nicht beschwerlich fallen wollen. Ausserdem aber hält der Grosvezier auch in seinem eigenen Pallast Divan, so oft er es nöthig findet.

Dem Saal des Divans gegenüber ist eine Pforte, die in das Innere des Serails führet, aber auch zugleich jedem, der nicht dahin gehört, den Eingang dazu verschließt. Es ist daher unmöglich, eine genauere Beschreibung von dem Local desselben zu geben; man weis nur im ganzen soviel, daß die ei-

linke Seite, der Harem aber, oder der Pallast der für die Frauenzimmer bestimmt ist, mit seinen Gärten, gegen das Meer zu liegt. Wir glauben zwar gerne, daß ein glücklicher Abentheurer, der mit dem unsichtbarmachenden Ringe des Brunelle, oder mit einem andern Zaubermittel versehen, zum erstenmal in dieses Feenschlos dränge, so gut wie weiland Rinalds in dem Schlosse der Alcina, auf eine Weile der Rükkehr vergessen mögte; aber doch wollen wir darauf wetten, daß diese Bezauberung nicht lange dauern würde. Die Häßlichkeit der schwarzen Quasi-mannspersonen, die zu der Bewachung dieser Schönheiten des Orients bestimmt sind, würde vielleicht allein hinreichen, ihn davon zu befreien; aber noch weit mehr die Cabalen und Intriguen, die an einem Hofe herrschen müssen, der von der ganzen übrigen Welt abgesondert, blos von dem Winke eines Despoten abhängig ist, und nur aus Weibern, Kindern und Eunuchen besteht. Diese lezteren sind in dem Serail in zwei Corps abgetheilt, in schwarze und weisse, von denen jedes seinen eigenen Vorsteher hat. Der Chef der erstern, der besonders über das Apartement der Frauenzimmer gesezt ist, ist einer der vornehmsten Bedienten, und durch den unmittelbaren Einflus, den er sich auf die Person des Grossultans sehr leicht verschaffen

kann,

kann, selbst dem Grosvezier und den übrigen Ministern furchtbar. Die Geschenke und Bestechungen, mit denen dieser und andre Bedienten des Hofs bei guter Laune erhalten werden müssen, nehmen einen großen Theil der Einkünfte der Pforte hin; und so allmächtig auch einer der Grosvezier in der Ausübung seiner Gewalt seyn mag, so ist es doch Demüthigung genug, daß er die Erhaltung derselben solchen Menschen zu verdanken hat.

Die Frauenzimmer in dem Harem des Grossultans nennt man übrigens mit Unrecht Sultaninnen. Zwar findet ein gewisser Rang unter ihnen statt, aber mit alledem sinn sie doch nur Sklavinnen. Den Titel Sultaninnen führen nur die Mutter und die Schwester des regierenden Kaisers. Die Töchter dieser lezteren behalten ihn zwar auch noch, aber nur mit einem verringernden Zusazze, und ihre Enkelinnen verlieren ihn gänzlich.

Die Gegend zunächst um das Serail macht zugleich den schönsten Theil der Stadt aus, weil sich dort die prächtigsten Palläste, Mosqueen und Pläze finden. Der Pallast des Grosveziers verdient zuerst angeführt zu werden, da er beinahe mehr als das Serail selbst, der Mittelpunkt der politischen Be-

demselben so oft er will (und dies geschieht fast täglich,) den Staatsrath zusammenrufen kann. An ihm rächt sich daher bei unglücklichen Vorfällen die Wuth des Pöbels am ersten, wovon die lezte Plünderung desselben nach der Eroberung von Oczakow ein neuer Beweis ist.

Die Fortsezung folgt.

Fortsezzung.

II. Vom Nuzzen des Acacienbaums.

In diesem Baume vereinigt sich alles um ihm einen der ersten Plázze in unsern Lustgärten, vor unsern Thoren und in unsern Wäldern einzuräumen. Er ergözt mehrere Sinnen auf einmal, schenkt uns eines der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens in einer weit grösern Mannichfaltigkeit, als jeder andre bekante gleichartige Baum und dieses nothwendige Bedürfnis weicht noch dazu wenigen an Güte. Er erträgt unser Clima gut, wächst ausserordentlich schnell und ist nicht ekel in Ansehung des Bodens. Kein Laubbaum besizt die Eigenschaft Wurzellohden nach gefälltem Stamme zu treiben in so hohem Grade

als

als dieser, und daher benuzt man ihn in Frankreich vorzüglich zu Weinpfählen, indem man die Pflanzungen in 3 Schläge theilt, und alle Jahre einen zu Weinpfählen abholzt. Eine andre Benuzzungsart dieses Baumes besteht im köpfen, wozu er sich so gut als Weiden schikt. Man kan ihn alle 3 bis 4 Jahre umd hoch oder niedrig köpfen, nach der Absicht, welche man für den Stam zulezt bestimmt. Das Köpfen schadet auch dem Stamme nichts, er wird dadurch stärker denn nach 10 — 12 Jahren kan man schon 10 Zoll breite Bretter daraus schneiden. Das Reissig dient zum brennen und zu Flechtzäunen. Das Stammholz ist frisch gehauen weich, wird aber nach dem troknen ausserordentlich hart. Wegen seines festen feinen Gewebes nimmt es eine sehr schöne Politur an. Man nimmt es daher zu Caffeetischen und feinem Hausgeräthe, deren Schönheit erhöhet wird wenn man es queer durchschneidet, oder doch den Durchschnitt unter einem starken Winkel mit den Fasern macht. Daher taugt es auch sehr gut zu eingelegter Arbeit, Stülen, Comoden, Schränken. Seine Farbe ist abwechselnd hellgelb, öfters grünlichgelb, bisweilen mit blas purpurröthlichen Adern durchzogen, die manchmahl fehlen, oft ist die Farbe dunkel und das grüne gänzlich verschwunden. Diese Farben werden mit den Jahren immer schö-

 ner.

noch dem Wurmfras unterworfen; so taugt es zum Gruben= Schleussen= Wehr= und Mühlenbau, zu Röhren und Schwellen. An Feuerungskraft übertrift es alle unsere einheimische Holzarten, selbst das rothbuchene. Man hat mit beiden Holzarten in Harbke Versuche angestellt, da die ausserordentliche Hizze eines Backofens, den man damit heizte, den dortigen Bauern auffiel, und sie zum Vortheil des Acacienholzes entschieden. Den süsen saftigen Wurzeln gehen die Schweine nach und sein Same bekomt dem Federvieh wohl.

Welch ein wichtiger Baum für den Landmann. Er kan ihn zu Köpfpflanzungen anlegen, Hecken davon ziehen, wo Weinbau ist, zu Weinpfählen benuzzen, und im ersten Falle zulezt noch den Stamm an Tischler theuer verkaufen, Waldungen von diesem Baume würden dem Holzmangel bald abhelfen und den landesherrlichen Forsten in balden grosen Nuzzen bringen. Bei Salinen, Glashütten und andern dergleichen holzfressenden Fabriken ist dieser Baum besonders zu Anlagen im grosen zu empfelen. Da auch seine Kohlen heftiger feuern als die Kohlen unsrer besten einheimischen Kohlenhölzer; so ist er bei Schmelz und Hüttenwerken ganz besonders nuzbar.

III Culturart.

Allezeit muß man eine Gegend dazu wählen, die gegen Windstürme wohl gesichert ist, welche sonst grose Verwüstungen in solchen Holzungen anrichten. Will man ihn zum Schlag und Baumholz überhalten; so muß der Boden aus Sand mit Damerde gemischt und der Lage nach feucht seyn, bestimmt man ihn zu hohen Gartenwänden, so darf der Boden bei obiger Mischung frisch auch wohl trocken seyn, so wie er im troknen aus Sand und Damerde gemischten Lande sehr gut zu Hekken angewendet werden kan.

a) Saat.

Bei der Saat im grosen verfährt man auf folgende Art.

Da man von dieser Bemühung Bau- Nuz und Werkholz erwartet; so muß die Saat dicht geschehen, weil dazu ein langer Schaft erfordert wird. Der Boden wird im Herbst umgepflügt oder tief aufgehakt, im Frühjahr zerschlägt man die Stücke, kurz vor der Saat pflügt man noch einmahl und ebnet das Land ein, gegen Ende des Aprils wird der Same ausgesäet und flach untergebracht. Diese Regel empfielt Hr. v. Wangenheim für guten fetten Boden, mittelmä-

sigen

der Saat und eget dann den Samen nicht ein, sondern bewalzt ihn.

b) Pflanzung.

Bei der Pflanzung wird folgender Gestalt verfahren. Man säet den Samen im Frühling, nachdem man ihn 3 Tage eingeweicht und wieder abgelüftet hat einzeln in Riefen, bedekt ihn $\frac{1}{4}$ Zoll hoch mit lokrer Erde und begieset ihn bei trokenem Wetter öfters gelinde. Während des Vorsommers hält man die Pflanzen immer feucht, nachhero aber nicht mehr. Im folgenden Frühlinge sezt man sie kurz vor Ausbruch des Laubes, ohne an der Wurzel oder Crone etwas zu verstuzzen in feuchten Boden und schlemmt sie ein. In wenigen Jahren können sie nun ausgepflanzt werden, wo sie 6 Fus Entfernung erhalten (wenn man Platagen davon anlegen will). Bestimmt man sie zu Hecken; so versezt man sie nach einem Jahre in troknes Land, dann erst an den Ort ihrer ihrer Bestimmung, dahin gegen die zu Gehölzen bestimten Stämchen schon nach einem Jahre ohne zum zweitenmahl versezt zu werden an den Ort ihrer Bestimmung gepflanzt werden können, und diese Behandlung des grösten Forstverständigen unsers Zeitalters des Hrn. v. Burgsdorf ist besonders bei Anlegung von Schlaghölzern

von

von dieser Baumart zu empfelen. Mehrere tausende von ihm auf diese Art behandelten Acacienbäume haben seine Methode als die beste authorisirt.

IV. Forstgerechte Behandlung der Acacien-Wälder.

a) Der Baumörter. In einem Boden und Lage wie sie oben angegeben wurden, können diese Bäume mit 40 — 50 Jahren als Baumholz abgetrieben werden. Man fällt sie im Frühjahr gegen die Mitte oder zu Ende des Aprils, und läßt hin und wieder einen Samenbaum stehen, der die ersten Jahre nach dem Abtrieb junge aus dem Samen erwachsenen Pflanzen liefern wird. Die Stöcke selbst treiben aber eine Menge Lohden.

b) Der Schlaghölzer. Sie werden gewöhnlich auf etwas geringern Boden angelegt. Dennoch kan hier dieser Baum mit 10 — 12 Jahren abgetrieben werdeo, wo man viel Stamreissig und aus den dicken Stücken gutes Brenn- und Kohlholz erhält. Nach dem ersten Hieb treibt der Wurzelausschlag noch weit schneller, so daß man den Ort nach 9 Jahren wieder abtreiben kan.

c) Köpf-Plantagen. Man köpft die Bäume alle 3 oder 4 Jahre, läßt dem Stamme

liche Dicke erreicht hat, fällt man ihn zu Nutz und Werkholz.

d) Zu Weinpfählen nimmt man die Aeste oder Stämme, und beide taugen mit 3 — 4 Jahren zu dieser Absiche, doch haut man ihn besser alle 3 Jahre an der Wurzel ab.

Von den verschiedenen Nutzzungsarten der Kartoffeln.

Die Entdeckung von Amerika war für Europa eine der grösten Wohlthaten. Ich will sein Gold und Silber und seine Diamanten nicht rechnen, aber welch eine Menge nuzbarer Producte liefert uns nicht das Pflanzenreich dieses Welttheils, Chinarinde, Quassiaholz, Fernambuk, Brasilien und andres Färbholz, und unter diesen einige Gewächse welche bei uns das Bürgerrecht erlangt haben, und nun von dem ausgebreitesten Nuzzen sind, Kartoffein, Tabak und Waldhölzer, deren Anbau von Wangenheim und v. Burfsdorf so ruhmvoll verbreitet haben. Wir wollen izt blos bei den Kartoffein stehen blei=

bleiben und deren mannichfaltigen Nuzzen angeben. Sie gewähren denselben sowohl Menschen als Vieh und jenen durch unmittelbaren Genus oder werden für ihn durch verschiedne Zubereitungen vortheilhaft.

Benuzzung der Kartoffeln zu Brod.

a) Parmentiers Methode.

Man kocht die Kartoffeln ungeschält mit Wasser, schält sie alsdann und zerquetscht sie mit einer Handwalze (Rollholz, Wellholz) zu einem Taig. Dies muß geschehen, so lange sie warm sind. Um nun Hefel zu erhalten sezt man etwas von diesem Taige mit etwas Wasser und Kraft oder Stärkmehl aus Kartoffeln an einen warmen Ort, wo das Gemische nach 24 Stunden säuert. Von diesem Sauerteigt hebt man jedesmahl etwas zu neuen Baken auf. Man kan aber auch gewöhnlichen Brodhefel dazu nehmen. Wenn man backen will, sezt man den Abend vorher den Sauerteig mit etwas Wasser und Kartoffelteig in Arbeit. Zum leztenmahl thut man beim Kneten einen Theil Kraftmehl aus Kartoffeln hinzu. Das Brod läst man erst ein paar Stunden stehen, benezt seine Oberfläche und schiebt es in den Ofen. Indessen hat dieses Brod doch immer etwas rohes.

Man wäscht die Kartoffeln rein und reibt sie mit der Schaale auf einem Reibeisen. Dann nimmt man Mehl und dieses geriebene, von beiden gleichviel und zu 60 Pfund Mehl 2 Handvoll Salz und etwas Kümmel. Das beste Mehl ist Dinkelmehl, oder halb Roggen und Gerstenmehl, auch halb Roggen und Habermehl. Roggenmehl allein taugt am wenigsten. Den Sauerteig legt man in einen besondern Topf. Alle Kartoffeln überschüttet man in einem Trog mit heissem Wasser, und macht sie sodann mit Sauerteig und etwas Mehl ein. Wenn der Taig wohl gegangen ist, und sich wieder etwas gesezt hat, knetet man das übrige Mehl hinzu, der Taig muß aber so weich und dünn seyn als möglich ist ihn in den Ofen zu bringen, der recht heis seyn muß. So erhält man ein schönes gutes Brod.

Die Fortsezung folgt.

Von diesem Historisch = ökonomischen Wochenblatt erscheint alle Woche ein Bogen, und bei Krieger dem ältern für einen Gulden halbjährige Pränumeration abgegeben.

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken. Fortsezzung.

Dieser Pallast ist es auch, den man eigentlich unter dem allgemeinen Namen der Pforte versteht, ein Ausdruck, der sonst bei den Türken überhaupt soviel als Pallast bedeutet, und gewöhnlich mit dem Zunamen des Eigenthümers verbunden ist. Die Bauart der türkischen Palläste ist überhaupt nicht nach den Regeln unsrer Architectur eingerichtet. Ihr Aeusseres giebt selten einen schönen Anblik, und der Reichthum des Eigenthümers zeigt sich eigentlich da, wo den Fremden der Zutritt versagt ist, in seinem Harem; sowohl in der Pracht der Meublen, als der Kleidung der Frauenzimmer. Die berühmte Lady Montague, die als Frauenzimmer Zutritt in mehrere der vornehmsten

C türki-

uns einige Nachrichten hierüber gegeben hat. Zwar konnte auch sie nicht in den Harem des Grossultans kommen, aber sie war bei den Gemahlinnen des Grosveziers und andrer Minister, und ward selbst von der nachgelassenen Wittwe Kaisers Mustapha des II, der Sultaninn Hafitem, zu einem Besuche eingeladen, den sie sehr umständlich beschreibt. Bei ihrer Ankunft ward sie in einen grosen Saal geführt, an dessen Hauptwand der Länge nach ein Sopha herlief, dessen Deke und Küssen von kostbarem gestikten Sammet waren. Hier muste sie die Sultaninn erwarten, die bei ihrer Erscheinung mehr durch die Pracht ihres Anzuges, als durch die Reste einer fast verblüheten Schönheit blendete. Sie trug ein purpurnes Gewand mit langen Ermeln, das eng an ihren Leib anschlos. An beiden Seiten war es bis auf die Füsse herunter, und auf beiden Ermeln, mit Perlen besezt. Um den Leib herum, war es mit zwei Schnüren von kleinen Perlen befestigt, und rund um die Arme mit grosen Juwelen gestikt. Ihr Hemd war oben mit einem grosen vierekten Diamant zusammen geheftet, und ihr Gürtel, so breit, als das breiteste englische Band, gänzlich mit Diamanten bedeckt. Um ihren Hals trug sie drei Ketten, die bis auf die Knie herabhiengen; die eine von grosen Perlen endigte sich in einen der

größ-

größten Smaragden, die zweite und dritte waren ganz von Smaragden. Aber ihre Ohrringe verdunkelten alles übrige. Es waren zwei Brillanten geformt wie Birnen, und so gros als eine grose Haselnus. Sie trug breite diamantene Armbänder, und an ihren Fingern fünf der größten Ringe. Ausserdem war ihr Kopfpuz mit Bouquets von Juwelen und Smaragden bedekt. Ueberhaupt sezt die Schriftstellerin hinzu, ist sicher keine europäische Königin, die nur die Hälfte dieser Schäze besässe. Die Pracht ihrer Tafel entsprach ihrer Kleidung. Die Messer waren von Gold, und die Hefte mit Edelsteinen besezt. Die Gefäse waren von chinesischem Porcelan, aber die Dekeln und Unterschüsseln von gediegenem Golde. Selbst die Tischtücher und Servietten waren mit seidnen und goldenen Blumen gestikt, und mußten daher nothwendig durch den Gebrauch sogleich verdorben werden. Diese Erzählung kann uns einen Begrif von dem Luxus der Türken geben, denn wenn gleich bey dem Frauenzimmer des Mittelstandes nicht ein solcher Aufwand herrschen kann, so nimt dies doch nur verhältnisweise ab. Die Gemalin eines begüterten Türken, erscheint nie ohne Juwelen, und hat bei allem Aufwande, den sie macht, dennoch keinen Begrif von dem, was wir häusliche Tugenden nennen.

Stadt selbst zurük. In eben der Gegend, wo der Pallast des Grosveziers und das Serail sich befindet, ist auch die berühmte Mosquee oder Kirche, die zugleich das Modell zu den mehrsten übrigen Mosqueen hergegeben hat, die Sophienkirche. Kaiser Justinian erbauete sie, und man hält sie noch jezt nach der Peterskirche in Rom, für das schönste Gebäude dieser Art. So wie jene bildet sie ein Kreuz, das eine prächtige Coupel trägt. Das Inwendige ist ganz mit Marmor bekleidet, so wie auch die Säulen alle von Marmor sind. Ihre Lage ist sehr schön, sie liegt auf einer Anhöhe nicht weit vom Meere, und macht daher von dieser Seite einen prächtigen Prospect.

Ausserdem giebt es noch mehrere Mosqueen, die zum theil grösser sind als die der heil. Sophie. Sie sind von den verschiednen Sultanen erbaut, und reichlich dotirt, und heissen eben daher kaiserliche Mosqueen, zum Unterschied von den übrigen kleinen, deren es eine grose Menge giebt. Ausser ihren Coupeln sind sie noch alle mit schmalen cylinderförmigen Thürmen versehen, von denen die Stunden des Gebets abgerufen werden. Denn die Türken bedienen sich keiner Gloken. Auf ihren Spizen sieht man durchgehends den halben Mond. Von den übrigen

gen öffentlichen Gebäuden müssen noch die Bäder angeführt werden. Der Gebrauch derselben ist bey den Morgenländern schon wegen des wärmeren Climas weit mehr Bedürfnis, als bei uns, die Mahomedaner aber werden noch ausserdem zu dem fleißigen Gebrauch derselben durch ihre Religion verpflichtet, in der ihnen die täglichen Reinigungen vorgeschrieben sind. Die vornehmen Türken haben daher fast durchgängig Privatbäder in ihren Häusern, ausserdem aber giebt es noch eine Menge öffentlicher Bäder, die häufig besucht, und von den Türken als Erlustigungsörter angesehen werden. — Mannspersonen daher sowohl als Frauenzimmer, bringen täglich einige Stunden in denselben zu, und für jedes Geschlecht sind gewisse Stunden festgesezt. Das Innere derselben ist, wenn gleich nicht immer prächtig, doch wenigstens sehr reinlich, der ganze Körper wird sehr sorgfältig gerieben, und das türkische Frauenzimmer verdankt die Weisse ihrer Haut, gewis grossentheils dem fleißigen Gebrauche dieser Bäder.

Fast hätten wir noch eins der berühmtesten Gebäude hier anzuführen vergessen, das wir wenigstens nennen müssen, wenn wir auch nicht viel davon zu sagen haben: das Schlos der sieben Thürme. Würden nicht nach türkischer Gewohnheit die Gesand-

 ten

der auswärtigen Mächte, mit denen die Pforte in Krieg geräth, in dieses Staatsgefängnis zur Verwahrung gebracht, so würde vielleicht sein Name nicht einmal genannt werden, denn in der That ist es nichts weiter, als ein altes Castel, das nicht mal mehr die sieben Thürme hat, nach denen es genannt ist. Seine Lage finden die Leser auf dem Grundrisse bezeichnet, es macht die südliche Spize des Dreieks aus, das Constantinopel bildet.

Die vielen Erdbeben und Feuersbrünste, haben diese Stadt so verändert, daß man von den ehemaligen Denkmälern der Kunst, die es den Griechen verdankte, wenig oder nichts mehr sieht. Nur auf der ehemaligen Rennbahn, die noch jezt ein freier Plaz ist, sieht man einen Obelisk mit Hieroglyphen und Inschriften, und Ueberbleibsel von ein paar alten Säulen, die vordem zu den Zierathen desselben dienten. Der Plaz selbst, jezt Atlerdan genannt, ist noch der größte und schönste in Constantinopel, und die Türken bedienen sich seiner noch häufig zum Tummeln und Zureiten ihrer Pferde.

Unsre Leser würden es uns schlechten Dank wissen, wenn wir sie in das Innere dieser schmuzigen Stadt tiefer hineinführen wollten. Die Gegenstände, die wir ihnen

zeigen

zeigen könnten, würden nur den beschriebenen ähnlich seyn, Palläste und Mosqueen, wie die, des Grosveziers und von St. Sophie, mehrentheils enge Gassen, etwa die ausgenommen, die von dem Serai nach dem Thor von Adrianopel geht, und hölzerne Häuser. Mancher hat vielleicht das Ermüdende, das von einer solchen Beschreibung unzertrennlich ist, schon zu sehr gefühlt, und wir würden sogleich zu der Geschichte der Eroberung dieser Stadt fortgehn, die wenigstens mehr inneres Interesse haben wird, wenn wir nicht vorher unserm Versprechen gemäs, noch ein paar Worte von den Vorstädten Pera und Galata sagrn müßten.

Beide sind, wie der Grundris zeigt, von Constantinopel selbst durch den Hafen getrennt, und nehmen das nördliche Ufer desselben ein, während daß die Hauptstadt selbst an dem südlichen liegt. Zunächst am Wasser liegt Galata, die gewissermassen eine eigne Stadt ausmacht, und so gut wie Constantinopel mit einer Mauer umgeben ist. Sie ist der Wohnsitz fast aller Europäischen Kaufleute, und der griechischen Christen, die hier vor den Insulten des Pöbels etwas mehr gesichert sind, als in Constantinopel selbst. Daher ist auch der Unterschied der Sitten und Lebensart sehr auffallend von dem in der Hauptstadt. Schon vermöge der Religion

kann man wieder als eine Vorstadt von Galata ansehn, die ihren Ursprung vorzüglich dem Umstande zu danken hat, daß hier alle Palläste der auswärtigen Gesandten sich befinden. Die häufigen Aufläufe des Pöbels, die Feuersbrünste, und besonders die Pest, würden ihnen keinen ruhigen Aufenthalt in der Stadt selbst erlauben; sie haben sich daher in diese Gegend zurückgezogen, und leben hier ganz auf europäischen Fus, fast völlig abgesondert von den Türken, so weit es ihre Geschäfte und politischen Angelegenheiten erlauben.

Scutari, auf der andern Seite des Canals, der nach dem schwarzen Meere führt, und schon auf dem festen Lande von Asien, wird gewöhnlich gar nicht mehr zu Constantinopel gezählt, sondern bildet eine Stadt für sich. Aber so wie Pera und Galata, trägt es nicht wenig dazu bei, den Anblik von Constantinopel selbst zu verschönern, wie ein Blik auf den Grundris unsrer Leser leicht lehren wird. Es dient der Hauptstadt gleichsam zum Gegenstük, und giebt der fruchtbaren Küste von Asien, die mit Dörfern und Fruchtbäumen bedekt ist, eine grössere Mannigfaltigkeit. An der andern Seite erhebt sich Constantinopel selbst, in unabsehbarer Länge als ein prächtiges Amphitheater, mit

seinen

seinen unzähligen Pallästen, Mosqueen und Thürmen, und das unendliche Gewimmel von Schiffen und Kähnen, mit denen das Meer besäet ist, belebt diesen Anblik der nach dem einstimmigen Zeugnis aller Reisenden, auf der Erde seines gleichen nicht hat.

Die Fortsezung folgt.

Fortsezzung

Von den verschiedenen Nuzzungsarten der Kartoffeln.

Dritte Methode. Man kocht Kartoffeln, nimmt ihre Schaale ab, quetscht sie, macht mit Dinkel oder Gerstenmehl einen festen Teig daraus und schießt das Brod in einen recht heisen Ofen ein.

Vierte Methode. Man nimmt $\frac{1}{3}$ Kartoffel und $\frac{2}{3}$ Roggenmehl. Jene müssen gros und mehlicht seyn. Man wascht sie sauber, schält sie wie Aepfel, schneidet die grosen von einander, kocht sie daß sie mürbe werden, und erhält sie immer mit Wasser bedekt. Ist der Kessel vom Feuer abgenommen, so bedekt man ihn mit einem Tuch, damit der zurükbleibende Dampf sie vollends in einen Brei verwandle. Hierauf knetet

um alles [illegible] zu zerdrücken, mischt Roggenmehl darunter und macht es zu Brodteig, der aber mehr Hefel als bloses Roggenmehl erfordert.

Fünfte Methode. Zu 20 Pfund Dinkelmehl nimmt man 10 Pfund Kartoffeln, siedet und schält sie, und zerdrükt sie sodann. Diese zerdrükten Kartoffeln hebt man bis zur Zeit des knetens an einem kühlen Ort auf, damit sie nicht sauer werden. Will man Morgens kneten; so schüttet man sie auf den Nachttaig hin, knetet sie unter Hinzugiesung hinlänglichen Wassers und mischt dann das noch übrige Mehl bei. Sind die Laibe geformet; so läst man sie nicht zu lange aufgehen. Das übrige Verfahren ist dem vorigen gleich. Um sich für die Sommermonate einen Vorrath zu sammeln, legt man gesottene, geschälte und zerdrükte Kortoffeln auf den Ofen und dörrt sie wohl. Man zerdrücke aber nicht mehr als man auf einmal dörren kan, weil sie sich ungedörrt nicht über 24 Stunden aufbewahren lassen. Die wohl gedörrten lassen sich gleich andern dörren Obst aufbewahren. Man läst sie auf der Mühle gleich einer andern Frucht mahlen, nur müssen die Steine nicht frisch gehauen, sondern ziemlich abgelaufen seyn, und das, was durch den Beutel als Kleie kommt, muß noch einmal aufgeschüttet werden. In Schwaben

zer-

zerschneidet man die ungeschälten Kartoffeln in Schnizze, wie das zum dörren bestimmte Obst, dorret diese im Bakofen oder auf Stubenöfen, und mahlt hernach diese Schnizze. Dieses Mehl ist etwas kurz, daher nimmt man es zum Nachttaig, daß es Zeit hat aufzugehen und geschmeidiger zu werden. Ein Drittel mit $\frac{2}{3}$ Kornmehl giebt das beste Brod, man kan auch von beiden gleich viel nehmen, oder $\frac{1}{3}$ Kartoffeln- $\frac{1}{3}$ Roggen- und $\frac{1}{3}$ Dinkelmehl. Die zum zerdrücken der Kartoffeln bestimmte Maschine besteht aus einem ausgehöhlten Stük Holz in Form einer Pflugradnabe, aber die Oefnung ist durchaus gleich weit, und unten befinden sich statt des grosen Lochs ein Seiher. Diesen hölzernen Stiefel befestigt man auf einen starken 3 F. langen Stuhl, durch den der untre Seiherboden durchgeht. Man macht einen Stösel der genau in die Höhlung passet und neben das Stük Holz einen auf den Stuhl befestigten Balken, an welchen oben ein Hebel oder Wagbaum mit seinem einen Ende befestigt ist, und mit dem man den Stösel des Stiefels niederdrükt. Den Stiefel füllt man mit den gesottnen Kartoffeln, wo möglich so lange diese noch warm sind, sezt den Stempfel oben auf die Kartoffeln auf, legt auf ihn den Hebel, drükt ihn darauf und preßt so die Kartoffeln durch den durchlöcherten Boden in das untergestellte Gefäs. Die Mühe ist

…, besonders wenn man die Kartof-
feln warm durchdrüken kan. Manche stoßen sie in Wergeltrögen. Andre bedienen sich einer Maschine die einer Hanfmühle gleicht. Sie hat 2 Walzen. Jede ist 1 F. lang und 5 Zoll dik. Vermittelst eines Getriebes gehen sie gegen einander, fassen die oben darauf gelegten Kartoffeln und zerdrüken sie*).

Sechste Methode. Christische Methode.

Man schält rohe Kartoffeln, schneidet sie in kleine Stüke und legt sie über Nacht in Wasser. Des Morgens nimmt man sie heraus, und kocht sie in einem Kessel zu Brei. Ist dieser soweit abgekühlt, daß man die Hand darinnen leiden kan, so treibt man die Masse durch ein enges Sieb in den Baktrog. Des Abends thut man Sauerteig und soviel Kornmehl ohne Wasser hinzu, als ein gewöhnlich schwanker Abendteig braucht. Des andern Morgens arbeitet man den Teig und knetet soviel Kornmehl darunter als der Teig erfordert, um die Steife eines ordinairen Brod-

*) Beschreibung einer sehr vortheilhaften Kartoffelmühle, welche in einem Kupferstich befindlich ist. Bremen bei Förster. 2 Bogen 8. Es ist besser, wenn man die Kartoffeln zu Grüzze reibt, weil sie dann nicht zusammenbaken, man soll sie aber nicht warm reiben, sonst klumpen sie.

Brodteiges zu erhalten. Diesen Teig läst man 3—4 Stunden gehen, bereitet dann die Laibe und bakt sie in einem etwas stärker als sonst geheiztem Ofen. Etwas Kümmel darunter gemischt befördert seinen guten Geschmak.

Kraft oder Stärkmehl.

Dieses wird in Deutschland gewöhnlich auf folgende Art aus Kartoffeln verfertigt: Man wäscht die Kartoffeln, reibt sie auf einem Reibeisen, verdünt das geriebne mit Wasser und seihet es durch. Das durchlaufende Wasser hat das Kraftmehl in sich, welches sich bald zu Boden sezt. Man gieset das röthliche Wasser ab, und schüttet so oft frisches auf, bis es ganz hell und ungefärbt ablauft. Das Kraftmehl troknet man in einem mit Papier belegten Siebe an der Luft oder an einem warmen Ofen, das, wovon es ausgezogen worden, dient zum Viehfutter. Ein Pfund Kartoffel giebt 6 Loth Kraftmehl *).

Lüders Methode. Man wäscht grose mehlreiche Kartoffeln recht sauber, füllt dann einen grosen Kessel über die Hälfte mit Wasser, hält ein feines Sieb ein wenig ins Wasser und reibt die Kartoffeln hinein, das Rük-bleibsel

*) Zu feinem Bakwerk taugt es nicht, wenigstens nicht allein.

stark aus, und was nicht mehr durchgeht, legt man beiseite. Hierauf rührt man das Mehl im Kessel stark um, hat es sich gesezt; so gieset man das Wasser sachte ab, gieset reines darauf, und verfährt wie vorhin, bis das abgegossene Wasser sich nicht mehr färbt. Den troken gewordnen Mehlsaz im Kessel durchschneidet man mit einem Messer und bricht ihn in Stüken aus. Diese müssen weis und glänzend wie Weizenstärke seyn. Im Sommer troknet man es auf leinenen Tüchern in der Sonne, im Herbst und Frühling auf Oefen, welches aber langsam geschehen muß. Mit einem Mangholze werden diese Stüke zu Mehl zerdrükt. Aber im Frühling erhält man nicht so viel Mehl als im Herbst. In steinernen Gefäsen hält es sich lange gut. Speisen aus der Hälfte dieses Mehls mit der andern Hälfte Weizenmehl sind besser als Speisen von purem Weizenmehl. Das grobe Rükbleibsel im Sieb drükt man in Ballen, troknet diese wohl aus, hebt sie in Säcken an einem warmen Orte auf, kocht sie zu Brei, und füttert Kühe, Schweine und Hüner damit. Gerieben und mit anderm Mehle gemischt geben sie lokre angenehme Kuchen und Knöpfe *).

Zum

*) Die daraus verfertigte Puder ist im Gebrauch zu schwer.

Zum verspeisen für Menschen wählt man die von mittlerer Gröse und solche die in zwoter Misttracht in nördlich liegenden Feldern, oder in ungemisteten Neubrüchen und Kleestoppeln gezogen wurden. Ehemals hielten sie die Aerzte für ungesund, allein wenn sie abwechselnd mit andern Speisen genossen gut zugerichtet werden, und die Art an sich gut ist, bekommen sie sogar schwächlichen Personen wohl. Ja Patienten, deren Magen durch lauter Brühen endlich ganz kraftlos gemacht wurden, so daß sie die Verdauung versagten, fanden in den Kartoffeln eine so verdauliche und ihrer Gesundheit zuträgliche Kost, daß sie sich lange Zeit mit dieser Erdfrucht allein erhielten, und sich dabei besser als bei jedem andern Lebensmittel befanden. Aber ganz verwerflich ist es, wenn Herrschaften ihrem Gesinde nichts als Kartoffeln vorsezzen *).

Einer unserer grösten Aezte, der zu früh verstorbne Kämpf, den jeder Hypochondriste mit Dankbarkeit nennt, sagt in seinem bekannten klassischen Werke: Wenn scharfe Unrei-

*) Diejenige Kartoffeln, welche aufgeschnitten im Fleisch einen gelblichen Ring haben, erregen nach den Beobachtungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürch Uebelkeit und sind von schädlichem Genusse.

Saften herrschen, so geht man am sicher-sten, wenn man solche diätetische Nahrungs-mittel wählt, die auf jede Gattung Schärfe passen. Unter diesen führt er namentlich die mehlreichen Kartoffeln an, sezt aber hinzu: sie müssen in 2 Wassern abgekocht werden. Man sezt sie nämlich mit kaltem Wasser so lange ans Feuer, bis es etliche Walle gethan hat, dann gießt man dieses übelriechende und schmeckende narkotische Wasser rein ab, und läst sie in frischen kochend gehaltnen gesalznem Wasser vollends gar kochen.

Einige legen die bittern Kartoffeln Abends zuvor in reines Wasser, nachdem sie geschält worden, des andern Morgens hat das Wasser ihre Bitterkeit ausgezogen.

Ich übergehe den Nuzzen den die Kar-toffeln, ihr Same und die daraus gezognen Samenkartoffeln in der Handlung haben, kan aber den Wunsch nicht ersticken, daß sich mehrere Land- und Gartenwirthe darauf legen möchten, für den Bauern, der weder Zeit noch Kentnisse hat, Samenkartoffeln zu ziehen.

Die Fortsezung folgt.

Von diesem Historisch-ökonomischen Wochenblatt erscheint alle Woche ein Bogen, und wird bei Krieger dem ältern für einen Gul-den halbjährige Pränumeration abgegeben.

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken. Fortsezzung.

Dies ist die Lage und der jezige Zustand einer Stadt, die in einer Reihe von Jahrhunderten hindurch die erste Stadt in Europa war, und durch ihren Glanz selbst Rom, die alte Hauptstadt der Welt, verdunkelte. Constantin der Grose, der sie im Jahr 331. zu seiner Residenz, und zugleich zu der neuen Hauptstadt des römischen Reichs bestimmte, wandte alles an, sie dieser Ehre würdig zu machen; sie sollte Rom, wo nicht übertreffen, doch wenigstens ihm gleich kommen; und mehrere Städte des römischen Reichs musten ihre kostbarsten Denkmäler hergeben, um diese glückliche Nebenbuhlerin zu bereichern. Die Gewaltthätigkeit der Bilderstürmer im 7ten, und die Verwüstungen der Kreuzfahrer im

die erste Stadt von Europa, bis in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, im Jahr 1453, Sultan Mahomed *II.* sie mit stürmender Hand eroberte, und das Kreuz auf ihren Thürmen mit dem halben Mond verwechselte.

Diese grose Begebenheit gehört zu denjenigen, die nicht blos das Schicksal eines einzigen Reichs bestimmen, sondern vielmehr der ganzen Weltgeschichte, bis auf unsre Zeiten, und wahrscheinlich noch auf späte Jahrhunderte ihre Richtung geben. Durch sie ward nicht blos der lezte Rest des mächtigsten Reichs der Welt, nachdem es volle 2000. Jahre unter so manchen Abwechselungen geblühet hatte, gänzlich zernichtet, sondern es sezte sich zugleich ein fremdes Volk, durch Abkunft, Sitten, Religion und Sprache völlig von allen übrigen Bewohnern Europas verschieden, in diesen Welttheilen fest, unterwarf sich die glücklichsten Länder desselben, und drohete zu wiederholtenmalen auch die übrigen zu verschlingen. Und so merkwürdig diese Begebenheit wegen ihrer Folgen ist, so merkwürdig ist sie auch an sich selbst. Scenen des Schreckens und Blutvergiesens sind mit allen Eroberungen von Städten verbunden, aber selten geht das Schauspiel so ins Grose als bei diesem Fall der Hauptstadt

des

des Morgenlandes, und von wenig Weltbegebenheiten hat die Geschichte solche Beispiele des Heldenmuthes und Nationalgeistes aufbewahret, als wir von diesem großen Tage aufgezeichnet finden.

Die ungestümme Tapferkeit der Osmanen, die wir noch gegenwärtig bewundern, und ihre Verachtung des Todes, zeigte sich nie mehr als damals, da eine Kaiserstadt die Belohnung des Sieges, und ein Held wie Sultan Mahomed ihr Anführer war; und wenn gleich der hartnäckige Muth der Christen, selbst durch Verzweiflung gestählt, endlich nachgeben muste, so ist es doch ein großes Schauspiel, den lezten christlichen Kaiser des Morgenlandes nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben zu sehn. Gerade hundert Jahr vor der Eroberung von Constantinopel selbst, hatten die Türken es zum erstenmal versucht, in Europa festen Fus zu fassen. Schon vorher hatten sie die vormaligen Provinzen des Morgenländischen Reichs sich unterwürfig gemacht; es gehorchte ihnen Klein-Asien oder Natolien ganz, und die innerlichen Unruhen in Constantinopel selbst, gaben ihnen nicht allein erwünschte Gelegenheit, ihre Eroberungen in Asien fortzusezen, sondern verschafften ihnen sogar eine Einladung, von Seiten der einen Parthie, nach Europa

Freund und Vertraute Kaiser Andronicus des jüngern, war von ihm zum Vormund seines unmündigen Sohns bestellt worden; allein kaum hatte Cantacuzenus nach dem Tode des Kaisers 1341. dieses Geschäft übernommen, so bildete sich gegen ihn in Constantinopel eine mächtige Parthie, an deren Spitze die verwittwete Kaiserin Anna, der Patriarch der Hauptstadt, und der Gros-Admiral standen. Des Hochverraths angeklagt, und abwesend zum Tode verurtheilt, sah Cantacuzenus weiter keine Wahl vor sich, als zwischen dem Schafott und dem Thron. Aber um den lezteren zu besteigen, bedurfte er auswärtiger Hülfe. Diese suchte und erhielt er bei den Türken, durch sie gelangte er zu einer Herrschaft, die er 10 Jahre behauptete, bis es ihm gefiel, oder er gezwungen ward, den kaiserlichen Pallast mit einem Kloster zu vertauschen. Durch diese genaue Verbindung, die durch die Heirath seiner Tochter Theodora mit dem Sohn des türkischen Emirs oder Fürsten Organ noch enger geknüpft ward, hatten die Türken Gelegenheit, als Freunde in Europa Eingang zu finden; eine zahlreiche Colonie lies sich an den Ufern des Hellespont nieder, bemächtigte sich der festen Schlösser, unterwarf sich die Provinz Romanien, und breitete sich dermassen aus, daß schon der Sohn des Orchan Amu-

rath

rath I. seine Residenz in Adrianopel aufschlug. Dies geschah im Jahr 1630., und wenn gleich das gute Vernehmen zwischen Christen und Türken noch eine Zeitlang fortdauerte, oder doch zuweilen wieder hergestellt ward, so war der Unterschied zwischen beiden Völckern doch zu groß, als daß eine solche Vereinigung hätte von Dauer seyn können.

Schon Bajazet der 1ste, der Sohn und Nachfolger Amuraths, stand im Jahr 1396 vor Constantinopel, und unmöglich hätte diese Hauptstadt über ein halbes Jahrhundert noch den türkischen Waffen widerstehen können, wenn nicht ein neuer unerwarteter Sturm die türkische Herrschaft in ihrer Grundfeste erschüttert, und Bajazeth selbst von dem Thron in die Gefangenschaft geworfen hätte. Timur (oder wie man ihn häufig, aber mit Unrecht nennt, Tamerlan) ein Mocholischer Fürst, einer der grösten Eroberer, aber auch zugleich einer der grösten Menschen, die die Geschichte kennt, erregte denselben. Gebohren bei Samarkand, an den Grenzen von Persien, in einem Zeitalter, wo seine Nation durch innere Kriege zerrüttet ward, hatte er von seinen Knabenjahren an sich in Schlachten herumgetümmelt. Bis in sein 25tes Jahr focht er für die Rechte seines Stammes, für seine eigenen, als er zulezt, von der Menge seiner Feinde überwältigt, un-

geschlagen, und der künftige Welteroberer irrte mit seinem Weibe und sieben Begleitern in der Wüste umher. Auch diese wurden ihm entrissen, und um sein eignes Leben zu retten, blieb ihm kein andres Mittel übrig, als durch einen der reissendsten Ströme, den Oxus zu schwimmen, über den er vorher mit seinen Truppen gegangen war. Sein Entschlus war bald gefaßt, er warf sich in die Wellen, und brachte an das jenseitige Ufer nichts als sich selbst. Aber bald sammleten sich mehrere seiner alten Anhänger zu ihm; der Ruhm seiner Thaten vermehrte ihre Anzahl, und in seinem 34ten Jahr glückte es ihm, durch ihre Unterstützung den Thron von Samarkand zu besteigen. Er ward dadurch Herr eines prächtigen Reichs, allein eine Erhöhung, die jeder andere vielleicht als den Gipfel des Glücks angesehen hätte, betrachtet er nur als die Grundlage desselben. Von Samarkand aus verbreiteten sich seine siegreichen Heere, an deren Spitze er selber focht, jezt über ganz Asien; Persien, Indien und die Chinesische Tartarey wurden Provinzen seines Reichs; und nachdem er so den Osten und Süden besiegt hatte, wandte er sich gegen Westen, nach Klein-Asien oder Natolien, wo die Eroberungen von Bajazeth, und seine eigenen, einander berührten. Nach zweijährigen Drohungen und Zurüstungen,

die Bajazeth zwangen, die schon angefangene Belagerung von Constantinopel aufzuheben, gingen endlich beide Fürsten, an der Spitze ihrer unermeßlichen Heere auf einander los. Das von Timur wird nach der geringsten Angabe auf 800,000. Mann, und das von Bajazeth halb so stark geschäzt; und der 14te Juli 1402. war der merkwürdige Tag, wo auf der Ebene von Angora in Klein-Asien das Schicksal beider Heere entschieden wurde. Timur siegte nicht allein, sondern bemächtigte sich selbst der Person des Bajazeth, der bis ans Ende seines Lebens in der Gefangenschaft bleiben muste. Hätte Timur eine Flotte gehabt, so würde diese Schlacht ohne Zweifel den völligen Untergang der türkischen Herrschaft nach sich gezogen haben, und vielleicht auch Constantinopel selbst in seine Hände gefallen seyn. Denn wer hätte es ihm wehren wollen nach Europa überzugehn, und den dortigen Ueberrest der türkischen Macht gänzlich zu unterdrücken? — so aber, da er keine Schiffe hatte, machten die Küsten von Asien zugleich die Grenzen seiner Eroberungen aus, und bald nach jener entscheidenden Schlacht, wurden der Sieger und der Besiegte durch den Tod sich wieder gleich gemacht. Bajazeth überlebte seine Gefangenschaft nur 2, Timur seinen Sieg nur 3 Jahre. Er starb 1405, und sein ungeheures Reich, von dem ein Theil

man ihn nennt, ausmachte, zerfiel so schnell, als es entstanden war.

Dieser Völkersturm von Asien her, der das türkische Reich bis an den Rand des Verderbens führte, befreite eben dadurch auch die Christen, und besonders Constantinopel selbst, auf eine Zeitlang von den Anfällen der Türken. Nach der Gefangennehmung des Bajazeth, geriethen noch dazu seine Söhne untereinander in bürgerliche Kriege, die bis auf das Jahr 1413. dauerten, und deren weitere Erzählung hier nicht her gehört. Aber bei dem allem lies es sich leicht voraussehen, daß diese Ruhe von keiner langen Dauer seyn würde. Jener Sturm hatte zwar dem Baume seine Zweige geraubt, aber der Stamm war stehen geblieben, und bald sprosten auch die Zweige aufs neue hervor. Kaum hatte Timur die Asiatischen Provinzen der Türken wieder geräumt, so kamen diese auch wieder in den Besiz davon. Mahomet, der jüngste Sohn des unglücklichen Bajazeth, erhielt um das Jahr 1414. nicht allein das Uebergewicht über seine Brüder, sondern vertrieb auch die lezten Ueberreste der Mogolen aus Klein-Asien, und sein Sohn Amurath I. der 1421. zur Regierung kam, gieng wieder nach Europa über, eroberte Adrianopel, schlug wie sein Grosvater Bajazeth hier wieder

der den Siz seiner Regierung auf, vereinigte alle vormalige Provinzen aufs neue, und stellte auf diese Weise den vorigen Glanz des türkischen Reichs in eben dem Maase wieder her, als es jezt den Christen wieder aufs neue furchtbar ward.

Die Fortsezung folgt.

Fortsezzung
Von den verschiedenen Nuzzungsarten der Kartoffeln.

Brantewein. Erste Methode.

Man zieht hiezu die rothen Erdbirne vor. Nach Parmentier läst man sie so lange liegen, bis sie zu einem Brei faulen. Diesen rührt man gut um, schüttet Bierhefe daran, läst ihn gähren und brennt ihn alsdann.

Zweite Methode. Man nimmt 30 biß 35 ℔. Kartoffeln (unausgewachsene oder ½ Zoll ausgewachsene wäscht sie und reibt sie mit ihren Schaalen auf einem Reibeisen oder zerquetscht sie. In das Ansatzfas schüttet man 160 ℔. siedend Wasser, läst es so lange stehen, bis man die Hand wohl darinnen leiden kan, schüttet sodann die zer-

wohl durcheinander, läßt sie stehen bis sie milchwarm ist, gießt dann 1 würtenb. Schoppen gute weise Bierhefe daran, mischt alles auf das beste durcheinander, bedekt dann das Fas mit einem Deckel und verstreicht alles sehr wohl mit Lehmen. Etwa am vierten Tag zeigen sich allenthalben Bläsgen, die Symptome der Gährung. Man brennt also diesen Maisch ohne Zeitverlust. In der Läuterung schmekt man wenig oder gar keinen Geist, brennt man sie aber wieder; so erhält man einen Spiritus der so gut ist als Fruchtbrantewein. Eben so verhält sichs mit Erdäpfeln; sezt man nur etwas weniges Anis hinzu; so hat der Brantewein keinen widrigen Geschmak.

Dritte Methode. Man nimmt 24 ℔. Kartoffeln, wäscht und reibt sie roh. Dann läßt man 15 ℔. Haber schroten, bringt den Schrot ins Ansazfaß mit 6 — 7 würtenb. Maas heisen Wasser, rührt das Gemengsel wohl um, schüttet die geriebnen Kartoffeln hinzu und mengt alles recht unter einander. Nach 2 Stunden gieset man noch 18 — 20 Maas frisches Wasser hinzu und rührt die Masse abermahls wohl durch einander, schüttet dann 1 Schoppen gute frische Bierhefe daran, mengt alles wohl und bedekt es wie oben. Das Fas muß in einer warmen Stube

oder

oder Kammer stehen und sobald sich die Masse sezt und sich Bläsgen sehen lassen, brennt man ohne Verzug. Im Kessel rührt man die Masse noch ehe sie siedet mit einem Stok 2 bis 3 mahl um und kocht wo möglich alles auf Kohlen, um das anbrennen zu verhüten. Am besten taugen eicherne Stöcke dazu, weil sie nicht stark flammen und das geringe Feuer sich immer gleich bleibt, nur muß man anfangs nicht stark feuern und es ist gut, wenn der Kessel einen langen Hals hat. Statt des Habers kan man auch Roggen nehmen. Der Brantenwein wird von beiden Zusäzzen sehr lieblich. Der Saz der im Kessel zurükbleibt, ist eine herrliche Schweinemast und eben so gut für Rindvieh. Die Schweine erhalten ihn allein, dem Rindvieh schüttet man ihn auf kurzes Futter oder rührt es ihm nach und nach unter das Gesöfe.

Vierte Methode. Man sammelt die Samenäpfel, wenn man das Kraut abschneidet, schüttet sie auf den Dachboden und verwahrt sie da wohl, bis man sie alle eingesammelt hat. Hierauf werden sie zerquetscht und in ein Fas geschüttet, dieses wird damit wohl gefüllt, zugespundet und an einen warmen Ort zum gähren hingestellt. In 4—6 Wochen hat die Masse gegohren. Sodann brennt man sie. Der Satz dem Rindvieh auf geschnitt-

nem

…machende sehr mästende Speise.

Fünfte Methode. Man schüttet über $\frac{1}{4}$ würtenb. Simri gerissenes Gerstenmalz und $\frac{1}{4}$ Kleie 6 Maas kalten Wassers und rührt es an. Hierauf gieset man 6 Maas siedend Wasser darüber und rührt es wieder an. Sodann thut man auch 2 Simri wohlgesottne und zu einem Brei zerdrükte Kartoffeln hinzu, gießt 15 Maas siedenden Wassers nach, rührt alles unter einander und dekt es wohl zu, Nachdem es 3 Stunden gestanden hat, kühlt man es durch Zugiesung 30 Maas Wassers ab und mischt $\frac{1}{4}$ Maas gute Bierhefen oder Weckensatz (Hefel den die Becker zum weisen Brod nehmen) darein, rührt das Gemenge um und dekt den Bottig zu. Man läst es stehen, bis die heraufgestiegne Haut zu Boden sinkt, welches meistens in 3 bis 4 Tagen geschieht. Sodann brennt man auf gewöhnliche Weise Brantewein daraus, wobei zu merken ist, daß die Maische beim brennen gern steigt. Ehe man den Brennhafen mit der gegohrnen Masse füllt, rührt man diese wohl um. Der Brantewein wird stark nnd man erhält mehr desselben, wenn man statt Gerstenmalz Habermalz nimmt, ingleichen wenn man $\frac{1}{2}$ Simri im Bakofen gedörrter Kartoffeln zu $1\frac{1}{2}$ grünen gesottnen nimmt und es ist wahrschein-

scheinlich daß man von lauter gedörrten den meisten Brantewein erhält. Zieht man den schon geläuterten Brantenwein noch einmahl ab, nachdem man eben so viel reines Wasser zugegossen hat; so wird er im Geschmak und Geruch besser.

Sechste Methode. Weberschlicht.

Hierzu taugen die Kartoffeln ganz vorzüglich. Man quetscht oder reibt sie roh, wäscht sie aus, presset sie durch ein Tuch, brüht sie mit heissem Wasser an und kocht sie etwas.

Kartoffeln zu Käse.

Man sucht die besten und grösten Kartoffeln aus, kocht sie weich, doch dürfen sie nicht plazzen. Hierauf schält man sie und zerdrükt sie in einer Schüssel. Dann mengt man den vierten Theil frischen ganz Molkenfreien Milchkäs dazu und salzet die Masse. Diese knetet man tüchtig stellt sie 2 Tage (im Sommer, im Winter 4) zugedekt hin, knetet sie dann wieder, formt sie in dünne Käse und legt sie an einen temperirten Ort. Wenn sie sich nicht gut formen wollen, mischt man etwas Milch oder lieber Sahne darunter. Man kan auch die Häfte Kartoffeln und die Hälfte Käse, oder 3 Theile Kartoffeln und 2 Theil Käs nehmen. Bekommen die Käse

Sprin=

Hand mit etwas Bier. Sind sie gehörig trocken, so schlägt man sie in Hünerscharrig (Alsine media) ein und legt sie in ein Gefäs. Je älter sie werden desto besser und mürber werden sie auch.

Kartoffeln zu Grüzze.

Man kocht sie mit der Schaale, schält sie sodann und stellt sie 24 Stunden zum erkalten hin. Des andern Tags reibt man sie, und troknet sie gelinde auf dem Stubenofen.

Kartoffeln zum Viehfutter.

a) Für Pferde.

Verschiedene Versuche in Frankreich die Kartoffeln zu Pferdefütterung anzuwenden sind alle gelungen und haben gelehrt, daß dabei folgendes zu beobachten sey. Man muß sie von aller Erde und Unrath sauber wäschen, anfänglich schneidet man sie in Stücken und legt sie mit Kleien bestreut in die Krippen. Dabei wechselt man mit reinem Haber ab. Wo aber die Fütterung ganz aus Kartoffeln besteht rechnet man 1 Scheffel Pariser Maas (= $2\frac{1}{2}$ Dresdn. Mez.) auf 3 Futter für ein Pferd. Bei diesem Futter haben die Pferde bei aller Arbeit bestanden und man hat gefunden daß sie weniger

ger dabei saufen, folglich die Kartoffeln ein kühlendes Futter seyn müssen. Auch in England füttert man schon seit vielen Jahren Pferde mit Kartoffeln und alle Pferde ihre Bestimmung sei welche sie wolle, befinden sich wohl dabei. Meistens kocht man sie dort und vermengt sie mit ein wenig Haferschrot und Siede.

Für das Rindvieh sind sie ein gutes Futter im Winter und Frühjahr. Roh zerstosen wirken sie auf die Milch, gekocht aber mehr aufs Fleisch. Weil sie aber roh besonders viele Nahrung geben, so verursachen sie bei dem Rindvieh Hizze, daß sie Zittern an den Füsen bekommen und man mit kühlenden Getränken besonders Sauerkrautbrühe ihm wieder zu Hülfe kommen muß. Es ist daher durchaus nöthig, daß man die zerstosnen oder geschnittnen Kartoffeln, mit weisen Rüben, Rangres oder Hechsel vermengt, vorlegt. Dann sind sie ein gesundes nahrhaftes Futter, nach den Erfahrungen eines verdienstvollen Mannes *). Mit rohen zerschnitenen Kartoffeln füttert man auch

*) Des um die Landwirthschaft so sehr verdienten H. Pfarrer Christ, erster Pfarrer zu Cronberg an der Höhe.

Schweine werden blos mit Kartoffeln gemästet obgleich die Schrotmast von Körnern die beste ist, wenigstens ist es gut ihnen in den lezten Wochen, Körnerschrot unter Kartoffeln zu füttern. Diese stößt man grün vor sie, oder kocht sie und hält immer einen Zuber voll für sie in Gährung: denn sie füttern besser wenn sie etwas säuern, und man ist sicher daß sie ihnen sodann die Eingeweide nicht mehr verbrennen. Für Schaafe sind sie ein besseres Winterfutter als Rüben und Möhren. Man rechnet auf ein Schaaf ohngefähr anderthalb Pfund und vermischt sie mit Hechsel.

Die Fortsezzung folgt.

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken. Fortsezzung.

Wenn die lezteren es auch hätten vermeiden wollen, an den Streitigkeiten der Söhne des Bajazeth keinen Antheil zu nehmen, so hätten sie es dennoch nicht können, da die eine oder die andre Parthie immer Schuz oder Hülfe bei ihnen suchte. Ihr politisches Interesse hätte es unstreitig erfordert, immer die Parthie des Schwächern zu nehmen, diesen gegen den Mächtigeren zu unterstüzen, und eben dadurch die Streitigkeiten zu unterhalten, die das einzige Mittel waren, ihren eigenen Untergang, wo nicht gänzlich abzuwenden, doch wenigstens aufzuschieben. Allein Kaiser Imanuel war unvorsichtig genug, sich mit dem mächtigen Mahomet, dem Vater des Amurath zu verbinden, eine Freundschaft,

 die

venienz des mächtigeren erforderte; und in der That, kaum sah sich Amurath II. auf dem Thron, so stund er auch schon im Jahr 1422. mit einer Armee vor den Thoren von Constantinopel. Aber die Stunde dieser Kaiserstadt war noch nicht gekommen; innere Unruhen, die in seinem Reiche ausbrachen, zwangen ihn, nach einem Zeitraume von 2 Monaten die Belagerung aufzuheben, und sich mit einem jährlichen Tribut, und der Einräumung alles Gebiets, das den christlichen Kaisern noch ausserhalb Constantinopel, und seinen Vorstädten übrig war, zu begnügen.

Manche Leser werden sich schon gewundert haben, warum die griechischen Kaiser in diesen bedrängten Umständen nicht da Hülfe suchten, wo sie einzig zu hoffen war, — bei den christlichen Mächten des westlichen Europa. Noch war die Macht der Türken nicht so fürchterlich, daß eine Vereinigung der ganzen Christenheit ihr nicht hätte die Spize bieten können; und das eigne Interesse der Christen schien eine solche Vereinigung so offenbar zu fordern, daß man hätte glauben sollen, beide Theile würden sich von selbst dazu die Hände geboten haben. Allein unglücklicher Weise wurden beide durch eine Scheidewand getrennt, die sie selbst, mit vereinigten Kräften, ungeachtet aller gemachten Versuche, nicht niederreissen

reissen konnnte. Verschiedenheit von Meinungen in einigen Glaubensartickeln war es, die diese Scheidewand bildete, und durch welche die berühmte Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche entstanden war, die bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Zwar hätten diese Streitigkeiten, ihrer Natur nach, auf politische Verbindungen keinen Einflus haben sollen, allein man glaubte nicht eher eine feste politische Freundschaft errichten zu können, ehe man sich nicht über die Religionsstreitigkeiten verglichen hätte.

Ohnehin musten, nach der damaligen Lage der Dinge alle politische Verhandlungen durch die Hände der Päbste gehen, deren eignes Interesse es erforderte, eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen, zu der ersten Grundlage eines Tractats zu machen. In der That hatte man an dieser Vereinigung auch schon lange gearbeitet. Päbste und Kaiser hatten sich schon zu wiederholtenmalen dazu die Hände geboten, ja sogar mehrere Kaiser selbst waren deshalb in Person von Constantinopel nach Italien gegangen; aber eine Menge Ursachen trafen zusammen, warum diese Unterhandlungen nothwendig fruchtlos ablaufen musten. Die wiederholten Angriffe der Türken waren das Signal zu der Erneurung derselben gewesen,

ferstört, da ohnehin die wachsende Größe Amuraths immer furchtbarer ward, schien sich die bequemste Gelegenheit zu der Ausführung dieses Plans darzubieten; da schon seit dem Jahr 1417. die Häupter der abendländischen Kirche auf dem berühmten Concilio zu Costniz, und nachmals zu Basel, versammlet waren.

Eine Vereinigung beider Kirchen zu Stande zu bringen, muste eine zu glänzende Aussicht für sie seyn, als daß sie gar nicht hätten ihr Augenmerk darauf richten sollen. Man fieng deshalb Unterhandlungen mit Johannes Paläalogus, dem vorlezten christlichen Kaiser der Morgenländer an; Pabst und Concilium wetteiferten ihn für sich zu gewinnen; und als sich Johannes endlich entschlos, selbst nach den Abendländern zu kommen, so eilte eine päbstliche Flotte nach Constantinopel, um ihn und seine Begleitung abzuholen; und im Februar 1438. landete er schon in Venedig. Was nur an Gold und Kostbarkeiten in Constantinopel aufzutreiben gewesen war, das hatte man zu diesem Zuge verwandt; um so viel möglich in einem glänzenden Aufzuge zu erscheinen; aber es war ein Bettelstolz, der um so viel eher in seiner wahren Gestalt erscheinen muste, da das stolze und reiche Venedig alle seine Kräfte aufbot, den sogenannten Beherrscher des Morgenlandes auf eine seiner

würdige

würdige Weise zu empfangen. Zu Ferrara sahen sich Kaiser und Pabst, der lezte versuchte es hier, ein neues Concilium zu versammlen, da die zu Basel versammleten Väter keine Lust hatten, über die Alpen zu kommen, und man schlos unter gewissen Modificationen der streitigen Lehrsätze eine Vereinigung, von der es sich voraussehen ließ, daß sie so gut wie gar keine war, da sie von Seiten der Abendländer nicht allgemein angenommen ward, und da der Kaiser und die morgenländische Geistlichkeit nicht darauf gerechnet hatten, daß sie mit einem Federzuge nicht den Glauben ihres Volks ändern könnten. Im Jahr 1440. kam der Kaiser nach einer fast zweijährigen Abwesenheit wieder nach Constantinopel zurück, und der allgemeine Unwille, mit dem er empfangen ward, zeigte ihm schon hinreichend, wie fruchtlos seine Reise gewesen sey. Indessen wenn es gleich unmöglich war, eine Glaubensvereinigung durch diese Versammlung zu Stande zu bringen, so lag dem Pabste doch zu viel daran, der Welt wenigstens einige Früchte davon zu zeigen. So wie einst im 11ten Jahrhundert, die ganze Christenheit zu einem K[illegible]zzuge gegen die Ungläubigen zu vereinigen, durfte er nicht hoffen; aber deshalb brauchte er nicht die Hofnung aufzugeben, bei einzelnen christlichen Mächten etwas auszurichten, und der damalige politische Zustand von Europa berechtigte

 ihn

sich keinen Beistand ver-
sprechen, denn diese waren entweder mit ihm gespannt, oder hatten genug unter sich zu thun, aber desto eher von den Oestlichen. Die Kronen von Ungarn und Polen waren damals auf dem Haupte von Ladislaus vereinigt, einem jungen feurigen Prinzen, dessen eignes Interesse es erforderte, die türkische Macht zu schwächen, so viel ihm möglich war. An Johann Hunniades, dem Woywoden von Siebenbürgen, einem glücklichen Abentheurer, hatte er einen tüchtigen General; der griechische Kaiser versprach aus allen Kräften die Sache der Christenheit zu unterstützen, und der Name eines Religionskrieges war nachdrücklich genug, um die Gemüther der Polen und Ungarn zu entflammen. Auch rechnete man auf die Hülfe von Venedig und Genua. Was sonst noch für Bedenklichkeiten da seyn mogten, die räumte die Beredsamkeit des päbstlichen Legaten weg; der Krieg ward beschlossen, und Ladislaus gieng im Jahr 1443. über die Donau. Das Glück begleitete seinen Zug, und da die türkischen Waffen gerade an einer andern Seite beschäftigt waren, so bot man ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Friede an. Die versprochenen Vortheile bestimmten Ladislaus dieselben anzunehmen, und die Türken schienen mit geringer Aufopferung ein Ungewitter abge-

abgewendet zu haben, das ihrer europäischen Herrschaft den Untergang drohte.

Aber man kann es sich leicht vorstellen, die groß die Unzufriedenheit des Pabstes und der übrigen Verbündeten seyn muste. Die ganze Absicht des Kreuzzuges ward dadurch verfehlt; sie alle giengen leer aus, und Ladislaus war der einzige, der die Vortheile zog.

Kaum war daher der Friede geschlossen, so ward auch das Klagen allgemein; jezt eben, hieß es, sey der günstigste Zeitpunkt da, um den Erbfeind der Christenheit auszurotten; die Venetianischen und Genuesischen Flotten hätten den Hellespont besetzt, die Griechen selbst hätten sich gerüstet; und was wichtiger sey als dieses alles, in den Türkisch-Asiatischen Provinzen sey ein heftiger Sturm gegen Amurath ausgebrochen. Diese lezte Nachricht war es besonders, die auf Ladislaus Eindruck machte; der päbstliche Legat führte ihm zugleich zu Gemüthe, daß er durch den geschlossenen Frieden ein Verräther der Christenheit geworden sey, und daß er so wenig verpflichtet sey denselben zu halten, daß es vielmehr Pflicht sey denselben zu brechen. Diese wiederholten Vorstellungen machten endlich Eindruck auf das Gemüth des Königs; er hatte den Winter über Zeit genug sich zu bedenken, und die Entscheidung fiel zu seinem

Pabstes aus.

Im Jahr 1444. gieng er mit seiner Armee wieder über die Donau, brach den kurz vorher beschwornen Frieden, und drang aufs neue in die türkischen Provinzen ein. Seine siegreiche Truppen rückten ohne Widerstand vor, bis sie endlich zu Warna, in Bulgarien, Sultan Amurath selbst, an der Spitze eines Heers von 60000 Mann, gegen sich ankommen sahen.

Amurath hatte nicht lange vor dieser Begebenheit, aus Hang zu einem ruhigen Leben, freiwillig die Regierung niedergelegt, sich nach Asien in die Einsamkeit begeben, und war Willens hier den Rest seiner Tage zuzubringen. Allein der einbrechende Sturm von Ungarn her, riß ihn wieder aus dieser Ruhe; seine Soldaten die unter ihm gewohnt gewesen waren zu siegen, wollten auch nur unter ihm fechten, und auf die Treulosigkeit der Christen, baute er seine Hofnung zum Siege. Von Asien her eilte er zuerst nach Adrianopel; der Genuesische Admiral, der mit seiner Flotte den Hellespont besezt hielt, ward bestochen, ihm den Uebergang zu erleichtern; und von Adrianopel aus rückte er an der Spitze seines Heers den Christen entgegen. Warna war, wie vorher gesagt, der Ort, wo beide Heere sich trafen, und der 10te November 1444. der

der Tag, der ihr beiderseitiges Schicksal entschied. Als der Sultan mit seinem Heere sich zeigte, sank schon den Christen der Muth, da sie ihn stärker und sich schwacher sahen, als sie vorher selbst geglaubt hatten; und sie hätten vielleicht einen Rückzug der Schlacht vorgezogen, wenn es nicht zu diesem zu spät, und Ladislaus weniger entschlossen gewesen wäre, zu siegen oder zu sterben. Bei dem ersten Angrif, der auf die Flüdel der türkischen Armee geschah, wurden diese zum Weichen gebracht, und Amurath selbst soll schon auf der Flucht begriffen gewesen seyn, als ein alter Janitschar seinem Pferde in die Zügel fiel, und ihn an seine Pflicht erinnerte.

Die Fortsezung folgt.

Beschluß
Von den verschiedenen Nuzzungsarten der Kartoffeln.

Kartoffelschrot.

a) Für Menschen.

Der verdienstvolle Pfarrer Eisen war der Erfinder der so wenig genuzten Methode, esbare Gewächse zu troknen. Zu Comißgut

sauber und dörrt sie auf die von ihm angegebnen oder auch in dem in Mayers Beiträgen (Forts. 8) abgebildeten Ofen, dann läst man sie schroten und stampft sie in Cartusen oder Fässer wohl ein: denn die Haut der gebratenen Kartoffeln ist gut mit essen. Da sich nun die Kartoffeln nicht über den Mai halten, und daher zu eben der Zeit, da die Armuth am wenigsten Brod zu haben pflegt, ihr nicht helfen können; so ist diese Methode ein groser Vortheil und die Erdäpfel Helianthus tuberosus können eben so behandelt werden.

b) Eben so bereiten manche, Kartoffelschrot für das Vieh. Man hat nemlich bemerkt, daß sie roh zerstosen mit Hexel vermengt die Milch vermehren, und daß sie geschroten den Schweinen besser bekommen als gekocht. Sind sie gedörrt; so lassen sie sich einige Jahre aufheben.

Bei der Sommerstallfütterung des Rindviehes ist dieser Kartoffelschrot von groser Wichtigkeit. Es pflegt sich nemlich oft der Fall zu ereignen, daß die Stall und Weidekühe von dem grünen Futter, wenn anhaltender Regen einfällt den Durchfall bekommen, und an Milch abbrechen *). Gegen diese übeln

*) S. Mayers Beyträge. Zehnte Fortsezzung. S. 215.

übeln Zufälle sind die getrokneten und geschrotenen Kartoffeln, ein wahres Vorbauungsmittel, man schneidet nämlich das nasse grüne Futter mit Stroh auf der Futterlade, bestreut es beim verlegen mit diesem Kartoffelschrot und thut noch über den andern Tag etwas Salz hinzu. Das bewahrt das Vieh vor Durchfälle und erhält es bei Milchreichthum. *)

Fütterung des Krautes.

Eine kontroverse Materie. Soll man es verfüttern? Ja schreien eine Menge, nein rufen eben so viele. Man schadet dadurch den Knollen indem die Natur wieder neues Krautwerk zu treiben strebt, und für das Vieh ist es nur eine Hungerleiderfütterung. Es komt auf Umstände an.

Ein-

*) Der vornjährige nasse Jahrgang schadet der Viehzucht ausserordentlich. Viele tausend Schaafe sind gefallen, und die meisten lebenden verrathen Spuren innrer Fäulnis, daher die Aerzte an einigen Orten das schlachten derselben verboten haben, allein mit den Kälbern giengs nichts besser. Die meisten hatten verdorbne Lebern, anbrüchige Lungen, unbrauchbares Geling und bei manchem konte man wenn es aufgeschnitten ward 1 paar Maas Wasser heraus schöpfen.

... frisset das Vieh ungerne. Fressen es die Kühe, so bekommen ihre Eiter Sprünge. Das Kraut der Zahmen ist eine gute gesunde Fütterung und sie fressen es gerne.

Zweitens. Hängt vieles von der rechten Zeit dieses Kraut abzuschneiden ab. Einige schneiden es gleich nach Bartholomäi. Da sind die Knollen noch im Wachsthum begriffen. Wächst der Strunk wieder, so bekommen die Knollen eine Menge kleiner ungestalter Auswüchse, wo nicht, so wachsen auch die Knollen nicht mehr. Man muß ihnen also das Kraut bis nach Michaelis lassen. So bald aber der Frost das Kraut gedrükt hat, ist es nicht mehr zu füttern, sondern muß in den Mist geworfen werden. Zur gehörigen Zeit geschnitten und mit anderm Grase vermengt, fressen es die Kühe gern. Es bekommt ihnen wohl. Sie bleiben gesund dabei, die Milch rahmt so gut als vom besten Klee. man gewinnt viele und wohlschmekende Butter und spürt an den Knollen keinen Nachtheil *). Diese Erfahrungen kennt man in der

*) Die Bauern in Kupferzell schneiden es um Michaelis wenn es nach und nach welkt, ab, und glauben, daß die Samenäpfel die Milch vermehren. Sind die Stengel hart; so schneidet man sie, nach und nach frißt sie das Vieh gerne.

Schweidniz, in Franken, im Vogtland und dem Westrich, wo man das Kartoffelkraut nach völligem Ansatz der Aepfel ohne Nachtheil unter obiger Vorsicht füttert. Nur muß man es blos als Zwischenfutter betrachten, und ihnen das bessere nicht ganz dabei entziehen. Wo Brühfütterung eingeführt ist, brüht man das Kraut ab. Sonst kan man es grün oder gedürrt füttern, beides am besten geschnitten mit anderm Futter vermengt und mit etwas Salz vermischt. Der schiklichste Zusaz ist Schrot von Kartoffeln und so kan es der Landwirth den Milchkühen oder Mastochsen füttern. Zu diesem Krauthechsel braucht man auch weit weniger Schrot als zu Strohhechsel. Wenn es indessen wahr wäre, daß das Kraut die Knollen in der Erde gegen Frost schüzze; so wäre sein abschneiden dennoch nicht rathsam.

Von der Natur und landwirthschaftlichen Anwendung der gypsigen Erden und Steine.

I. Naturgeschichte der gypsigen Erden und Steine.

Sie bestehen aus Kalcherde, Vitriolsäure und einem Theile Wasser. Diese Bestand-

in Ansehung der Menge und Verhältnisse derselben variiren sie sehr, auch sind ihnen bisweilen fremdartige Stoffe beigemischt. Oft sind sie vollkommen mit Vitriolsäure gesättigt, und dann brausen sie mit keiner Säure auf, bisweilen enthalten sie noch einen Theil freier ungesättigter Kalcherde, und diese unvollkomnern Gypsarten brausen dann mit Säuern. Sie haben kristallinische Theilchen und sind eine Art erdiger Mittelsalze. Die gypsichten Steine sind weicher wie die Kalchsteine und nehmen keine so gute Politur an. Sie lösen sich in Wasser auf, desto leichter je reiner und dem krystallinischen Zustande nach vorzüglicher sie sind, immer aber gehören sie zu denjenigen erdigen Mittelsalzen, die am schwersten in Wasser aufzulösen sind. Hingegen haben sie die Fähigkeit eine Menge Wasser in sich zu ziehen, von welcher ihre Wirksamkeit bei der Gewächscultur vorzüglich abzuleiten ist. *) Im Feuer gebrannt zerfallen sie zu einem Pulver, welches mit Wasser vermischt erhärtet. Kalzinirt man sie mit Kohlengestübe (welches Phlogiston enthält) so erzeugt sich in verschloßnen Gefäßen wahrer Schwefel, indem sich die Vitriolsäure losreiset und mit dem

*) S. Sukow, von der Wirkungsart des Gypses in den Churpf. Bemerk. 1775 eine Meisterarbeit.

dem Phlogiston zu Schwefel bildet. Der so behandelte Gyps zeigt nun ganz die Natur der Kalcherde, welche seine Grunderde ist. Von der Gegenwart des Wassers kan man sich durch die Destillation des Gypses überzeugen.

Vergeblich nehmen einige Schwefel im Gyps an. Einen elementar Theil desselben, nämlich die Vitriolsäure hat er wohl, aber der zweite das Phlogiston fehlt ihm, wenigstens den reinen Arten. Eben so wenig enthält er Oehl oder fettiges Grundwesen, wie unser gelehrter Cartheuser durch hinlängliche überzeugende Versuche bewiesen hat.

Am hartnäckigsten behaupten aber manche die Gegenwast eines alkalischen Salzes im Kalche wie im G. Alkaliartig ist die Kalcherde, aber nicht wirkliches Laugensalz ist in ihr zu entdecken.

I. Gyps. Gypsum, Calx vitriolata, Sparrkalch. Er besteht aus kristallischen weichen schimmernden Theilchen, zerspringt in unbestimmt eckige stumpfkantige Bruchstücke ist sehr weich milde und nicht sonderlich schwer.

Hieher gehört 1) die Gypserde, welche sehr leicht ist und aus staubigen glänzenden oder blättrigen Theilen besteht wie das Bergmehl,

bald naß und flüßig wie die Milch bei warmen Bädern findet. 2) Der gemeine Gyps, von körnigem Bruche, theils grob theils fein körnig, theils schuppig. Der schuppige G. Schiefer G. (Gypsum usuale L. Gypsum informis Carth.) und der gemeine Gyps (Gypsum argillosum L.) werden am meisten von den Landwirthen gebraucht. 3) Der Alabaster, ein dichter feinkörniger Gyps von verschiedenen Abänderungen. 4) Der Strahlgyps (Lapis specularis, Stirium gypseum, Waldstein) dieser wird ebenfalls gebraucht.

II. Gypsspat. Selenites vom blättrigen Gewebe, dünnen durchsichtigen etwas biegsamen Scheiben.

1) Fraueneis, Glacies Mariae. 2) federiger Gypsspat, S. plumosus, 3) krystallisirter Gypsspat. 4) Getropfter Gypsspat.

Die Fortsezung folgt.

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken. Fortsezzung.

Er rafte seine geschlagnen Haufen wieder zusammen, rief mit aufgehobenen Händen den Gott der Wahrheit, und Jesus seinen Propheten, als Rächer der Treulosigkeit der Christen an, und drang an die Spize seiner Janitscharen, die noch frisch waren, und an dem Gefecht keinen Antheil genommen hatten, auf die Christen ein. Diese hatten beim Verfolgen ihre Glieder getrennt, uud sich zu weit vorwärts gewagt, und prallten daher auf den geschloßnen Reihen der Janitscharen, wie auf einer Mauer, ab. Die Flügel der türkischen Armee gewannen dadurch Zeit, sich wieder zu stellen, und griffen sie auf den Seiten an; Ladislaus selbst verlor sich in dem Getümmel der Schlacht. Amuraths eigne Lanze soll ihn

 vom

ken das Panier des Siegs, so wie für die Christen das Signal zur Flucht. Zehntausend Christen fielen in der Schlacht, und Johannes Hunniades rettete nur mit Mühe die geringen Ueberbleibsel des christlichen Heers.

So sank also die lezte Stüze des griechischen Kaiserthums, und offenbar war durch diese ganze Unternehmung die Lage desselben nicht nur nicht besser, sondern um vieles schlimmer geworden. Der Religionshaß war dadurch mehr angefacht, und die Griechen wurden jezt als erklärte Feinde der Christen betrachtet. Amurath hatte die vorgehabte Vereinigung der Christen schon mit scheelen Augen angesehn, und auf alle Weise zu verhindern gesucht. Er hatte jezt die Folgen davon erfahren; der treulose Friedensbruch muste ihn natürlich noch mehr erbittern, und ihn hinreichend lehren, daß keine Sicherheit für seine Nation in Europa sey, so lange Constantinopel ihm nicht die Thore geöfnet habe. Auch konnte dieser Stadt ihr Schicksal nicht mehr zweifelhaft bleiben, allein so sehr auch Kaiser Johannes Paläologus zu fürchten, und Amurath zu hoffen Ursache hatte, so war es doch von der Vorsehung beschlossen, daß dieser so wenig den Thron von Constantinopel besteigen, als jener ihn verlieren sollte. Ein kühner und glück-

glücklicher Abentheurer war es, der den Fall der Kaiserstadt noch auf einige Jahre aufhielt.

Georg Castriota Scanderberg (Fürst Alexander) wie die Türken ihn nannten, ist in der Geschichte jener Zeit zu berühmt, und zu sehr als mit handelnde Person darin verflochten, als daß wir ihn hier mit Stillschweigen übergehen könnten. Er war der vierte Sohn von Johann Castriota, Fürsten von Albanien; als aber dessen Land zu einer türkischen Provinz gemacht ward, so kam er schon in früher Jugend an den Hof des Sultans, ward als Muselmann erzogen, und focht nachher in den türkischen Heeren. Aber, war es Ehrgeiz oder Rachsucht, über das ihm geraubte Fürstenthum seines Vaters, er wollte nicht als Unterthan dienen, und fand Mittel durch einen kühnen Streich sich desselben wieder zu bemächtigen.

Als im Jahr 1443. bei dem glücklichen Einfall des Ladislaus, seine Truppen geschlagen waren, so machte er sich die herrschende Verwirrung zu Nutze, überfiel den Reis-Effendi, oder Staatssekretär, sezte ihm den Dolch auf die Brust, und zwang ihn, ihm auf der Stelle, im Namen des Sultans das Patent oder den Firman auszufertigen, in dem er zum Gouverneur von Albanien, seinem väterlichen Fürstenthum ernannt wurde. Der Staats-

berg hatte, was er wollte, sties er ihm den Dolch ins Herz, damit sein Geheimnis nicht verrathen würde. Noch dieselbe Nacht warf er sich auf sein Pferd, und eilte von wenigen seiner Vertrauten begleitet, gerades Weges nach Albanien. Der Firman des Sultans öfnete ihm ohne Mühe die Thore von Croya, der Hauptfestung des Landes, und kaum sah er sich in dem Besiz derselben, als er die Maske abzog, dem Propheten und dem Sultan den Gehorsam aufkündigte, und sich als rechtmäßigem Besitzer seines väterlichen Fürstenthums huldigen lies. Unternehmungen der Art waren in jenem Zeitalter weit eher möglich, als jezt, da eine Menge Abentheurer auf den ersten Ruf als Miethstruppen zusammenflossen, und da der Religionshaß allein im Stande war, die Anhänger der verschiedenen Parteien zu bewaffnen. Der Ruhm seiner Tapferkeit, und der Eifer für die Religion, deren Sache er verfocht, versamlete bald um ihn ein Heer, mit dem er unterstüzt durch seine eigne Klugheit und Erfahrung, in den gebirgigten Gegenden Albaniens, sich in den Stand gesezt sahe, den wiederholten Angriffen der Türken, bis an das Ende seines Lebens, glücklich zu widerstehen.

Die Unternehmungen gegen diesen Fürsten, den man nie ganz unterdrücken konnte, und einige innere Unruhen, beschäftigten

Amu-

Amurath, der ohnehin die Ruhe liebte, und zu keinen großen Unternehmungen mehr aufgelegt war, wenn er nicht dazu gezwungen wurde, den Rest seiner Tage, und der Siz des griechischen Kaiserthums hatte Ruhe, bis er sowol als Johannes Paläologus von der Scene abgetreten waren. Der lezte starb 1448, der erste 1551. Der Nachfolger von jenem war nach einigen Streitigkeiten, sein ältester Bruder, Constantin Paläologus, der Nachfolger von Amurath aber, sein ungleich größerer Sohn, Mahomet der zweite.

Die ersten Unternehmungen von beiden Monarchen, zeichnen am besten ihren Charakter. Mahomed, dessen erster und einziger Gedanke Eroberung von Constantinopel, und Vertilgung des morgenländischen christlichen Kaiserthums war, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch schon anfieng den Griechen Troz zu bieten. Der Kanal nach dem schwarzen Meer ist für die Hauptstadt selbst, aus Gründen, die wir oben angeführt haben, von der grösten Wichtigkeit, da sie einen großen Theil der benöthigten Zufuhr von daher erhält. Amurath, sein Vater, hatte schon an demselben auf der asiatischen Küste ein festes Schlos angelegt; Mahomed beschlos ein gleiches an der europäischen Küste zu thun, und den Kanal gänzlich in seiner Gewalt zu haben; und eine trotzige Antwort war alles,

 was

halten konnten. „Der Grund und Boden „sey sein, und er wolle doch sehen, wer es „ihm wehren wolle?" antwortete Mahomed. Constantin, der neue griechische Kaiser, sahe die Folgen ein, die diese Unternehmung haben würde, und war der einzige, der Muth genug hatte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen; aber seine Vorstellungen waren zu schwach um Eindruck auf seine Minister zu machen, die einen gewissen aber spätern Untergang einer möglichen, wenn gleich wenig wahrscheinlichen, Rettung vorzogen.

Mahomed baute also ungestört fort, und es konnte ihm nicht schwer werden, einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu finden. Die übermüthige Begegnung der Türken erbitterte die Griechen immer mehr und mehr, und wie jene es einst so weit trieben, daß sie ihre Pferde in dem Korn der lezteren weiden ließen, kam es zu einem Gefechte, worinn von beiden Seiten mehrere erschlagen wurden. Dieser Vorfall (im Junius 1452,) war das erste Signal zu offenbaren Feindseligkeiten, und verbreitete Schrecken in der Hauptstadt. Die Thore wurden geschlossen, aller Verkehr hörte auf, und Mahomed selbst machte kein Geheimnis mehr daraus, daß die Vollendung seiner Festungswerke, die ihn zum Herrn des Bosporus machten, ihn allein noch abhielten, die

Bela,

Belagerung anzufangen. Er vollendete dieselbe noch im Herbst dieses Jahres, und ein Tribut, den er von allen durchfahrenden Schiffen forderte, war die erste Folge davon.

Der Winter ward von beiden Seiten auf eine sehr verschiedene Weise zugebracht. Mahomed rüstete sich zu seinem großen Vorhaben; die Provinzen seines Reichs musten ihm Truppen liefern, seine Hauptsorgfalt war aber auf die Verbesserung und Vermehrung seiner Artillerie gerichtet. Da der Gebrauch des groben Geschützes, so wie des Schießpulvers überhaupt, damals noch in seiner Kindheit war, so glaubte man, die Größe der Kanonen sey es, die sie furchtbar mache, und es wurden daher einige von so ungeheurer Größe verfertiget, daß man vermuthete, wenige Schüsse aus denselben würden hinreichend seyn, die Wälle und Mauren von Constantinopel zu Grunde zu richten.

Ganz anders sah es dagegen in Constantinopel aus. Daß das Ungewitter, das sich schon zusammengezogen hatte, bald losbrechen würde, sah man voraus; aber wo sollte man Mittel finden, es abzuwenden, oder sich dagegen zu schützen? In dem westlichen Europa war kein Beistand zu hoffen, Frankreich und Engelland waren unter einander im Kriege, und Kaiser Friedrich *III.* hatte mit seinen eignen

... zu viel zu schaffen, als daß er hätte an einen Türkenkrieg denken können. Auch war selbst der Religionshaß in diesen unglücklichen Zeiten so groß, daß die griechischen Christen ihre abendländischen Brüder weit mehr als die Muselmänner hasseten. Zwar war Constantinopel auch damals eine volkreiche Stadt, man zählte über 100,000 Einwohner; allein nach einer genauen Musterung fand man unter diesen nicht mehr als 4000, auf die man sich bei der Vertheidigung des Vaterlandes verlassen konnte. Und wie sollten diese eine so weitläuftige Stadt gegen die Anfälle so zahlreicher Heere beschützen? Die einzige Hofnung gründete sich auf den Muth und die Thätigkeit des Kaisers selbst; der nichts unterlies, um sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die 4000 Mann wurden in den Waffen geübt, zu ihnen kam noch eine Verstärkung von 2000 Mann tapfrer Miethstruppen, unter der Anführung eines edlen Genuesers, Giustiniani. Die Mauren und Festungswerke wurden ausgebessert, und der Eingang zum Hafen, um der feindlichen Flotte das Einlaufen zu verwehren, mit einer dicken Kette gesperrt.

Die Fortsezung folgt.

Fort-

Fortsezzung.

Von der Natur und landwirthschaftlichen Anwendung der gypsigen Erden und Steine.

II. Vom landwirthschaftlichen Gebrauch des Gypses.

Schon Varro der vor Christum lebte beobachtete da er die römische Armee in Gallien und am Rhein komandirte, daß in manchen Gegenden die Leute ihre Felder mit Gyps bestreuten *). Auch in andern Gegenden Deutschlandes ist diese Anwendungsart des Gypses schon sehr alt, wie er denn nach H. H. Bekmanns Versichrung in dem Amte Nidek um Göttingen schon seit undenklichen Zeiten üblich ist. In diesem Jahrhunderte wurde sein Gebrauch noch allgemeiner. Izt ist er sehr ausgebreitet und in verschiednen Provinzen des Frankenlandes wie auch der Churpfalz uud Sachsen hat man ihn seit mehr als 30 Jahren mit dem besten Erfolge eingeführt. Dazu trug nun vorzüglich H. Pfarrer Mayer in Kupferzell bei, der seine Erfahrungen und Beobachtungen über den Gyps und seine Wirkungen in verschiednen Schriften

*) Varro de re rustica P. I. C. M. V. 18. nach Mayers Uebersezzung. S. 29.

Schriften brachten allenthalben neue Versuche, Beobachtungen und Schriften hervor **). Aber seine Lehre hatte das gewöhnliche Schiksal neuer Lehren, eine Menge Schriftsteller traten gegen ihn auf und wagten zum Theil sehr unartige Ausfälle. Allein die Warheit behielt den Sieg und läuterte sich durch diese Gehrung desto geschwinder.

Vorzüglich forderte die Art und Weise wie der Gyps wirkt, das Nachdenken der Naturforscher auf.

Da der Gyps Kalcherde zum erdigen Bestandtheil hat, und diese auf eine den Laugensalzen ähnliche Weise gegen Oehle wirkt, so schlos

*) Mayer die Lehre vom Gyps. Apspach 1769
— — Vertheidigung des Gypses. Frankfurt 1771
— — Beiträge und Abhandlungen.
— — Fortsezzung dieser Beiträge.

**) Die angeführte Sukowische Abhandlung. Cartheusers mineralogische Abhandlungen. Verschiedne andre wichtige Schriften werden in der Folge vorkommen dadurch entsteht ein neuer Handelszweig — Vom Gypsmehl traf ich 1787 mehrere Schifsladungen in Hanau an. Es wird also ein starker Handel damit getrieben.

schlos man analogisch, der Gyps wirke dadurch so ausnehmend auf die Gewächscultur, weil er die öhlicht schleimigten fetten Theile in der Erde in Verbindung mit dem Tagwasser in einen seiffenartigen Saft verwandele und so in die Substanz der Pflanzen übergehe, daß er die Säure aus der Luft anziehe und sich mit der Säure des Feldes, worauf man ihn streut in ein Mittelsalz verwandle wodurch er also werkzeuglich und wesentlich die Fruchtbarkeit des Feldes befördre. Allein im Gyps ist die Kalcherde durch die Vitriolsäure und diese durch jene so gebunden, daß keins von beiden so wirken kan, wie sie wirken, wenn sie frei sind, sondern in dieser Verbindung ist der Gyps ein neuer Körper, der weder als Kalcherde noch als Vitriolsäure wirkt, und seine spezifischen Eigenschaften hat. Ueberdies lehren auch die Versuche welche H. H. Sukow mit dem Gyps und Oehle ingleichen mit Pflanzen die er in bloser Gypserde zog, anstelte, daß jene analogische Vermuthung ganz ungegründet sey. Säure aus der Luft oder dem Boden kan er eben so wenig anziehen, da er bereits mit Säure gesättigt ist, man müste ihm dann diese zuerst benehmen.

Die Natur des Feldes auf dem er gestreut wird kan er daraum nicht wohl materiell ändern, weil er nur ganz dünne oben aufgesät wird, und bei weitem nicht in derjenigen

Menge

umzuwandeln.

Seine Auflösbarkeit im Wasser kan auch ohnmöglich alle diese Wirkungen hervorbringen, da eine Menge Wasser dazu erfordert wird den Gyps aufzulösen und dieses auf dem Felde nur sehr langsam geschehen kan.

Seine grose Wirksamkeit auf das Wachsthum der Pflanzen rührt also vorzüglich von seiner Eigenschaft her Feuchtigkeit aus dem Boden oder der Luft anzuziehen und zu erhalten. Eigenschaften welche aus seiner salinischen Natur folgen, und dies zeigt uns auch die Erfahrung: denn

1) Felder welche mit Gyps bestreut werden, ziehen den Thau und die Feuchtigkeiten geschwinder an und behalten beide länger, als diejenigen welche nicht begypset wurden. Im kleinen sehen wir diese Eigenschaft des Gypses schon an unsern gypsenen Fusböden welche wahre Hygrometer sind, und doch sind sie der Luft weniger ausgesezt als begypste Felder.

2) Weil der Gyps auf troknen Felden in troknen Jahrgängen wo wenig Thau fällt geringere Wirkung zeigt wie Anno 1780.

Anmerk. Diesen Beweis führt H. Spring. Indessen machte Schubart von Kleefeld 1780 Versuche, lies hoch und tief liegende

trokne

trokne und nasse Felder gypsen, die Wiesen wurden dreimahl gemäht, das Gras hörte nicht auf zu wachsen. Er wiederhohlte die Gypsung im folgenden Frühjahre und das Wachsthum der Gräser wurde des troknen Sommers ohngeachtet noch mehr verstärkt. Im Jahr 1782 fiel von der Heuerndte bis zur Grummeternte nicht der mindeste Regen. Kohl und Küchengewächse verdorrten. Dennoch hatte der Gyps auf das Grummet eine solche unglaubliche Wirkung, daß die Wiesen wie Kleeäcker in der gedeihlichsten Witterung aussahen.

3) Weil der Gyps bei anhaltendem Regen oder auch bei ganz nassen Feldern keine Wirkung thut.

Anmerk. von Schubart lies im Jahre 1782 im Merz alle seine Wiesen troknen und nasse gypsen. Die Witterung war vom Mai an ausserordentlich trocken Er erhielt schöneres längeres kräftigeres Heu als jemahls. Eine Wiese wegen ihres vielen Schilfes, die Schilfwiese genannt, brachte statt des gewöhnlichen Schilfes Klee. Eine andre wegen ihrer grosen Unfruchtbarkeit, die dünne Wiese genannt, konnte in diesem Jahre zweimahl gemäht werden. Er fuhr mit gypsen fort und die reichen Ernten hielten bis 1785 an. Vielleicht war hier die trokne Witterung günstig? Wohl! Allein

er seine Wirsamkeit.

4) Befördert der Gyps die Fruchtbarkeit indem er das Erdreich auflockert.

Anmerk. Der würdige einsichtsvolle Herr Spring führt zum Beweis dieses von ihm aufgestellten Sazzes die Erfahrung an, wie er in seiner Gegend wahr genommen habe, daß trokne Wiesen auf welcher man mehrere Jahre hinter einander Gyps gestreut zu locker geworden, daß sich der Rasen gleichsam abgeschält habe. Ein Paar Zweifel sind mir hiebei eingefallen, ob man nämlich nicht eher hieraus schliesen dürfe, daß beständiges gypsen schädlich sey, und daß es besonders auf troknen Wiesen, die Grasnarbe arrodire.

Nach Mayern wirkt der Gyps überall nur nicht 1) auf Feldern welche schon gypsichter Natur sind.

2) Am besten auf troknen und sehr leichten Felden. *)

Weit kritischer muß man bei der Wahl der Gewächse seyn, die man begypsen will.

Der Gyps zeigt sich sehr wirksam in Beförderung des Graswuchses und folglich ist er gut

*) Das ganze der Landwirthschaft S. 27.

gut für Wiesen, indessen doch nicht für alle Wiesen gleich gut. Für manche kan sein anhaltender Gebrauch nachtheilig seyn und H. Spring findet ihn nur bei solchen Wiesen vortheilhaft welche jährlich unter Wasser gesezt werden, das fetten Schlam zurüklast. Im allgemeinen zieht er die Salzasche wo sie wohlfeil zu bekommen ist, und gehörig angewendet wird, vor, diese hingegen bewirkt bei dem Klee keinen so starken Trieb als der Gyps.

Hr. Mayer findet es auch vortheilhaft den Gyps an Bäume zu streuen. Eben so nuzbar findet er ihn für den Kohl, und ich habe in der That nirgends so grosen Kohl gesehen als in seinen Kohlfeldern, wo Häupter zu 24 ℔. und $\frac{3}{4}$ Ellen im Durchschnitt eben nichts seltnes sind. Im Sommer 1787 welchen ich auf dem Lande bei einem Freunde zubrachte wendete ich ihn auf Rangres (Beta altissima) an, einem Theil gab ich blos Mehl von gebranten Gyps, dem andern zur Hälfte mit Asche vermischt. Diese leztere Art that sehr gute Wirkung. Jene hatte gar keine: denn nach einigen Tagen fiel Regen der Gyps klumpte sich zusammen und noch im October da ich jenes Dorf verlies, waren die Klümpchen noch nicht zerfallen. Bei den Weinstöcken soll er gleichfalls gute Wirkung zeigen.*)

Bei

*) Baumanns entdekte Geheimnisse. Die spanischen Weinberge sind meisten gypsartiger Natur.

Man streuet ihn daher nicht auf Getreidfeldern ausser wo Klee und Getreid unter einander stehen. Die jungen Kohl und Rübenpflanzen soll er gegen Raupen, nakte Schnecken und Erdflöhe sichern. Hülsenfrüchten bekomt er vorzüglich gut, nur kochen sich begypste Erbsen hart, wenigstens kan dieser Vorwurf von den rothblühenden Erbsen nicht weggenommen werden. Aber ganz ausnehmend befördert er den Wuchs des Klees und übertrift in dieser Wirkung alle Mist und Düngerarten *). Man schreibt den Adel der spanischen Wolle dem spanischen Klee zu, welcher daselbst (in seiner Heimat) in gypsichten Feldern wächst. Schubart, Spring u. a. m. stellten besonders genaue Versuche hierüber an. Giacomella machte sie in Italien, er fand ihn bei eben diesen Früchten ingleichem bei Hanf, Flachs und Haber wirksam, bei dem übrigen Getreid aber nicht. Beim Klee fand er den Ertrag um 5 mahl bei Hülsenfrüchten um dreimahl vermehrt.

Die Fortsezung folgt.

*) S. Werners Katechismus des Kleebaues 68 — 72.

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken. Fortsezzung.

Die türkische Macht wird so sehr verschieden angegeben, daß es unmöglich ist, etwas zuverläßiges zu bestimmen. Einer der glaubwürdigsten Geschichtschreiber schäzt sie auf 250,000 Mann, aber ein groser Theil davon, oder vielmehr bei weitem der gröste, bestand aus Gesindel, das herzugelaufen war, um Beute zu machen. Das Corps der Janitscharen, der Kern der türkischen Armee, wird auf nicht mehr als 15000 Mann geschäzt. Eine gleiche Bewandnis hatte es mit der türkischen Seemacht. Eine zahlreiche Flotte von mehr als 300 Seegeln bedekten das Mar di Marmora; aber nur 18 davon waren Kriegsschiffe oder bewafnete Galeren; der übrige

Sobald es die Jahrszeit erlaubte, versammlete Mahomed seine Truppen; und brach mit ihnen gegen Constantinopel auf. Die kleineren Städte, die den Griechen nach übrig waren, beugten sich vor ihm, wie das niedere Gesträuch vor dem kommenden Sturmwind, und schon am 6ten April 1453 pflanzte er seine Fahne vor den Thoren von Constantinopel auf.

Von den drei Seiten dieser Stadt konnte nur die Landseite angegriffen werden. Der Hafen war, wie oben erinnert, gesperrt; und die türkische Flotte zu schwach, als daß man von der Meerseite her hätte einen Angrif wagen können. Die Bestimmung der Flotte war daher eigentlich die Zufuhr abzuschneiden, indem sie die beiden Meerengen besezt hielt, während daß der Sultan die Stadt von der Landseite bestürmte. Zu diesem Ende bildete seine Armee eine Linie, die sich von der Spize des Hafens an südlich bis an das Meer, oder bis an das Schloß der Siebenthürme erstrekte.

Den Mittelpunkt derselben bildete das Corps der Janitscharen, bei denen sich der Sultan selbst befand, die übrigen Truppen waren auf beiden Seiten ausgebreitet, und eine Vertheidigungslinie diente ihnen zur

Schuz-

Schuzwehr. Die Vorstadt Galata, an der andern Seite des Hafens, war von einem besondern Corps eingeschlossen, nicht um sie zu belagern, sondern nur zu bewachen; denn diese Vorstadt stand damals mit der Hauptstadt selbst in einem besondern Verhältnis. Sie war den, in der Gegend des schwarzen Meeres einst mächtigen, Genuesern schon vor 200 Jahren von den Griechen als ein Lehn eingeräumt worden, hatte nachher bei der abnehmenden Macht des griechischen Kaiserthums, theils durch Güte, theils durch Gewalt, sich manche wichtige Vorrechte erworben, und vor dem Anfange der jezigen Belagerung durch einen Privat-Tractat, den Mahomed ihr gerne bewilligte, weil es in seinem Belieben stand, wie lange er ihn halten wolte, eine Gefahr von sich abzuwenden gesucht, der sie doch früher oder später unterliegen müßte.

Wenn man auf diese Weise die Macht der Belagerten und des Belagerers gegen einander abwiegt, so scheint die Wagschale freilig so sehr auf die Seite des Lezteren zu sinken, daß man glauben sollte, die ersteren würden auch keinen Augenblik das Gleichgewicht haben erhalten können. Aber wenn man bedenkt, daß die Belagerungskunst und der Gebrauch des schweren Geschüzes damals noch in ihrer Kindheit waren; daß die Belagerten Zeit gehabt hatten, ihre Festungswerke herzu-

bei ihnen nur Sieg oder Untergang galt, so sieht man leicht, daß der türkische Eroberer demnach Schwierigkeiten zu besiegen hatte, die alle seine Thätigkeit und Entschlossenheit erfoderten.

Die Art der Befestigung durch eine doppelte Mauer, mit einem tiefen Graben in der Mitte, brachte es mit sich, daß der Belagerer seine erste Hofnung auf sein schweres Geschüz sezen muste. Er muste die vordere Mauer niederschiesen und sich einen Weg durch den Graben bahnen, um die hintere bestürmen zu können. Von 14 verschiedenen Batterieen ward daher die Mauer unabläßig beschossen, und die Schwere des Geschüzes ersezte den Mangel der Geschwindigkeit, worin man in jenen Zeiten noch nicht den bewunderswürdigen Grad erreicht hatte, bis zu welchen man in unsern Tagen gekommen ist. Die größte seiner Kanonen, die unter dem Namen der Kanone des Mahomed bekannt ist, schoß eine steinerne Kugel von 600 Pfund. Nur siebenmal des Tages konnte man sie abfeuren; die ungeheure Maschine sprang demnach zulezt, und beschädigte eine Menge Menschen die ihr nahe waren. Das anhaltende Feuer, dem die Türken durch die Erfahrung gelehret, nach und nach eine bessere Richtung gaben, blieb

nicht

nicht ohne Würkung, ein Theil der vorderen Mauer stürzte ein, und die Türken machten sogleich einen Versuch durch die Oefnung vorzudringen, und den Graben auszufüllen. Ein hölzerner Thurm mit Faschinen ausgefüllt, und auf Räder gestellt, ward gegen die Oefnung gebracht und dienten zugleich zum Magazin für die Ausfüllung des Grabens, und zum Rükhalt bei den Angriffen auf die Mauer. Dieser Versuch schien in der That einen glüklichern Ausgang zu versprechen, als man erwarten konnte. Die ungeheure Menge Faschinen, die oft mit den Menschen zugleich in den Graben gestürzt wurden, füllten einen Theil desselben aus, und ein Thurm in der feindlichen Mauer litt so beträchtlich, daß nur die einbrechende Nacht die Türken zwang einen Angrif zu endigen, den sie den folgenden Tag gewis zu vollenden hoften. Aber die Thätigkeit des griechischen Kaisers, und der Eifer seiner Soldaten vereitelte diese Hofnung. Der hölzerne Thurm ward in dem Dunkel der Nacht in Flammen gesezt, der Graben wider ausgeleert, und der beschädigte Thurm in der Mauer nach Möglichkeit wider hergestellt.

So ward dieser erste Angrif glüklich zurükgeschlagen und während daß Mahomed noch hierüber tobte, ging den Christen unvermuthet ein neuer Strahl der Hofnung auf. Auf des Kaisers Betrieb waren auf den Inseln

bensmitteln, Ammunition und Truppen ausgerüstet, und bald nach dem Angrif erschienen fünf davon, die gerade nach Constantinopel steuerten. Der Anblik belebte auf einmal wider die niedergeschlagenen Hofnungen in der belagerten Stadt, aber mit dieser Freude vereinigte sich auch sogleich die ängstliche Besorgnis, daß diese Hülfe vieleicht vergeblich seyn mögte, denn wie sollten die Schiffe den Hafen erreichen! Sie hatten zu lange gezaudert, um ohne Gewalt dahin gelangen zu können; die türkischen Schiffe hatten schon den Hellespont gesperrt, und ein Seegefecht mußte erst die Entscheidung geben, ob sie in den Hafen von Constantinopel einlaufen sollten oder nicht? die türkische Flotte stellte sich in Schlachtordnung, und bildete stolz auf ihre Uebermacht, einen halben Mond, dessen Spizen die beiden Ufer berührten. Die christlichen Schiffe, besser bemannt und regiert, wenn gleich geringer an Zahl, segelten kühn auf sie los, und die Küsten des Meers waren mit unzähligen Zuschauern bedekt; die, indem sie ängstlich auf den Ausgan harten, jede ihre Partie durch ihren Zuruf aufzumuntertern strebten. Mahomed warf sich selbst zu Pferde, und jagte ans Ufer, sein Anblik und seine Stimme ermunterte seine Soldaten, und ungedultig, daß er nicht selbst am Gefecht Antheil nehmen konnte, spornte er zu widerholtenmalen sein

Pferd

Pferd in die Wellen des Meers. Vor seinen Augen ward jezt das Gefecht zum zweiten, und selbst zum drittenmal erneuert, aber bei diesem dritten Angrif, heftiger und blutiger als die beiden ersten, muste die Uebermacht der Türken der Geschiklichkeit der Christen weichen, sie brachen glüklich durch die türkische Linie, jagten ihre zerstreuete Flotte mit grosem Verlust auseinander, und segelten in vollem Triuph und unter lauten Zurufungen des Volks, über die niedergelassene Kette, die den Eingang sperrte, in den Hafen von Constantinopel.

Dieser Vorfall schlug die Hofnungen Mahomeds nicht wenig nieder. Sein Plan die Stadt blos von der Landseite zu bestürmen war dadurch so gut wie vereitelt, denn wenn ihm dies schon vorher unmöglich gewesen war, wie konnte er hoffen es jezt auszuführen, da seine Macht in eben dem Maase geschwächt, als die der Feinde gewachsen war. Es blieb ihm also nichts übrig, als die Macht der Feinde dadurch zu schwächen, daß er sie zertheilte, indem er die Stadt von mehreren Seiten zugleich angrif. Aber auch hier schienen unüberwindliche Schwierigkeiten zu seyn. Die Hafenseite war durch die vorgezogene Kette gesperrt; und die Seeseite zu gut befestigt, und seine Macht zu schwach, als daß er hoffen konnte, von dort her einen glüklichen An-

grif zu wagen. Die Kette die den Hafen verschlos, durch die Gewalt seiner Schiffe zu sprengen, erlaubte ihm der schlechte Zustand und die Schwäche seiner Schiffe nicht. Aber eben diese Unvollkommenheit des Seewesens, besonders der Kriegsschiffe, machte ihm die Ausführung eines andern Plans möglich, den man bei unsern Schiffen für ungereimt halten würde, wovon wir aber in der älteren Geschichte, als die Kriegsschiffe noch zu keiner colossolischen Grösse empor gewachsen waren, ähnliche Beispiele finden.

Weil ihm der gewöhnliche Eingang zum Hafen versperrt war, so beschlos Mahomed sich einen andern zu bahnen, und wenn er seine Schiffe nicht zu Wasser hereinbringen konnte, es zu Lande zu thun. Um die Vorstadt Galata herum ward ein Weg geebnet und mit Brettern belegt, diese wurden mit Fett bestrichen, damit die darauf gelegten Walzen desto besser rollten, und so ward der Plan zu einem Unternehmen gemacht, das nicht weniger unglaublich scheint, als das Felsensprengen durch Eßig, das Hannibal einst versuchte, wenn es nicht durch die eben angeführte Umstände gemildert, und durch das einstimmige Zeugnis aller Geschichtschreiber bestätigt würde.

Der Beschluß folgt künftig.

Fortsezzung.

Von der Natur und landwirthschaftlichen Anwendung der gypsigen Erden und Steine.

Bekantlich wendet man den Gyps zu dieser Absicht gebrannt sowohl als ungebrannt an. Er wird in etwa Faust grose Stücke zerschlagen und dann zu Mehl gemacht, je feiner dieses ist, desto wirksamer bezeigt sich auch der Gyps. Roh, versichern indessen die meisten eine sichrere bessere Wirkung von ihm als gebrannt *), und so viel ist wenigstens nicht zu läugnen, daß man es beim brennen des Gypses leicht versieht. Man muß sich hüten, ihn zu todt zu brennen, und also mit dem brennen aufhören, sobald er anfängt zu zerfallen. Das gebrannte Gypsmehl mit Asche vermengt hat aber auch meinen Beobachtungen zufolge unläugbaren Vortheil, indem die beigesezte Asche das zusammenklumpen des Gypses durch Thau und Regen verhütet, welches natürlich seine Wirkung aufhebt, bis er wider in der Folge zu Staub wird. Das mahlen oder zerstampfen des Gypses zu Mehl geschieht am besten in

*) S. Andreä Abh. von den verschiednen Erdarten im Churf. Hanover. Cronstedt in den schwedischen Abhandlungen. XV. 49.

nimmt etwa 10, 12, 15, 16 Simri auf einen Morgen Feld, Spring bestimmt für 160 Nürnb. Q. R. ohngefähr 4 Centner. Wenn man diesem Quanto abbricht, so schadet man sich, hat aber auch keinen Vortheil, wenn man mehr nimmt. Eben dieser Oekonom hat es schädlich gefunden, dieses Quantum auf zweimahl in verschiednen Fristen aufzustreuen. Wenn nun das Feld gegypst ist, so muß der Hirte kein Vieh darauf treiben: denn der gebrannte Gyps klümpt sich im Magen zusammen und ist dem Vieh höchst schädlich, der Landwirth selbst aber mag nun sorgen, daß kein Regenwasser in solchen Feldern stehen bleibe, und daß einem von Natur schon gypsigen Erdreiche das begypsen nicht vortheilhaft seyn könne, läst sich leicht erachten.

Die Aufstreuung geschieht im Herbst, doch erachtet Mayer das Frühjahr für besser, weil da jedes Gewächs keimt, hervorkommt, wachsen will, und die Wärme nun eintritt, denn anhaltende kalte Regen halten die Wirkung des

*) Eine Abbildung und Beschreibung findet man in Schubarts Schriften. Th. III.

**) In der Geschichte der Kupferzeller Landwirthschaft abgebildet. Manche helfen sich mit Wergeltrögen und Graupenstampfen.

des Gypses zurük. Daß man einen windstillen Tag dazu zu wählen habe, versteht sich von selbst, und um das verstäuben zu verhüten, weicht man auch den Tag zuvor das Gypsmehl (aber NB. von ungebrantem G.) mit Jauche an, wodurch seine Wirkung erhöhet wird. Das Mehl von gebranntem Gyps muß man sorgfältig in Säcken auf das Feld fahren, damit nichts unterwegs auf den Feldern verlohren gehe, und dem allenfalls folgenden Weidevieh schädlich werde. Gewöhnlich empfiehlt man zum streuen im Herbst einen trüben, windstillen, Regen drohenden Tag, und im Frühjahre diejenige Zeit als die schicklichste, wenn im Februar oder März das Erdreich aufthaut und der Schnee weggeht. Im April oder Mai empfiehlt ihn besonders noch Schubart denjenigen, welche von ihren Wiesen viel und gutes Grummet haben wollen. Aber H. Spring versichert aus Erfahrungen seiner Gegend, daß es ganz ungegründet sey, wenn man glaube, der Gyps müsse bei oder kurz vor Regen gestreut werden, und versichert, die besten und schnellsten Wirkungen dann von ihm gesehen zu haben, wenn er bei schönem Wetter aufgestreut wurde, und erst 14 Tage nach dem streuen Regen erfolgte. Für seine Gegend fand er am vortheilhaftesten, den Gyps in den ersten schönen Frühlingstagen, welche gemeiniglich in den März fallen, zu streuen, da diejenigen, welche dieses erst zu

ten, diese Verzögerung in manchen Jahren mit Schaden büßen müssen.

Den guten Wirkungen, welche der mit Klugheit angewandte Gyps zeiget, ohngeachtet, kommt ihm doch weder der Name eines Mistes noch Düngers zu; denn er wird weder von Auswürfen der Thiere noch von in die faule Gährung gebrachten Gewächsen verfertigt, wie der Mist und Dung, ja er enthält nicht einmahl selbst in seiner Mischung Pflanzen-nährende Stoffe. Der Gyps ist also blos ein besserndes Fossile. Er zieht, wie schon erinnert, Feuchtigkeit aus der Luft an und erhält sie, daher seine Wirksamkeit, gewisse Gewächse in leichtem Boden zur Vollkommenheit zu treiben. Er zieht aber auch Feuchtigkeit aus dem Boden an, wenn nur diese schon von Natur mit vielen Pflanzen nährenden Theilen angeschwängert ist; so muß die Wirkung des Gypses noch ungleich gröser seyn. Auch hat man diesen theoretischen Saz in der That auch durch die Erfahrung bestätigt gefunden, und Schubart stellte daher den Saz als Grundsaz bei der Gypsung auf:

„der Gyps zeigt seine Wirkung zwar auf „troknen und nassen, auf leichten und „schweren Feldern, in troknen und nas„sen Jahrgängen, aber er zeigt sie weit „mehr in einem mit Pflanzen nähren-

„den

„den Stoffen bereicherten Boden als in
„dem davon entblößeten, und daher
„werde ich ihn künftig nicht öfters als
„alle 6 Jahre gebrauchen, dazwischen
„mit Mist und Dünger abwechseln und
„so empfehle ich ihn auch andern.“
Auch Mayer empfiehlt diese Abwechslung: denn sezt er hinzu, die ganze Natur liebt Abwechslung. Man streue heuer Mist, im folgenden Jahr Gyps, jedoch wollte man ein und eben dasselbe Feld mehrere Jahre hinter einander mit Gys bessern, so würde man dessen gute Wirkung wahrnehmen *).

Es

*) Auch Schubart machte Versuche, bediente sich des Gyps 6 Jahre hintereinander mit der besten Wirkung. Im Jahr 1786 besah ich verschiedne Wiesen und Mittelrücken im Dorfe Nieder Rimbach an der Tauber. Die Bauern hatten sich da des Gypses 6 Jahre nach einander bedient, das Gras wuchs ausserordentlich, izt stehen diese Flecken wie verbrannt da und tragen kein Gras mehr. Wohl mag also der Gyps in einem von Natur feuchten oder frischen und fetten Boden, wenn er zur gehörigen Zeit in bestimmter Menge aufgestreut wird und die Witterung das ihrige auch thut, mehrere Jahre nach einander gebraucht keinen Schaden sondern Vortheil bringen. Da man aber jene Um-

welche dem Gyps häufig gemacht zu werden pflegen, entgegen zu gehen. Der gewöhnlichste ist dieser, daß er das Land ausmägre.

Allerdings kan man diese Wirkung nicht läugnen, die aber nicht auf Rechnung des Gypses, sondern seines unvorsichtigen Gebrauchs zu schreiben ist. Da auf den vorhergehenden Seiten schon das nöthige von dessen rechtem Gebrauch angeführt worden ist, so überhebt es mich der Mühe einer Wiederhohlung. Das beste Mittel kan schädlich werden, wenn man es unrecht anwendet, wenn man seine Wirkung zu oft und zu stark zu erzwingen sucht. Man erinnere sich an die Chinarinde, einem Arzneimittel, das unter unsre wirksamsten gehört, und welches, wenn es da angewendet wird, wo es angewendet werden kan, oft wahre Wunderkräfte äussert. Aber unwissende Aerzte erwarteten diese von ihr in allen Fällen, betrachteten sie als ein Universale, das in allen Krankheiten denselben Effekt thun müste, und stürzten durch diese unweise

stände nicht immer genau untersucht, beim streuen oft Fehler vorgehen und die Witterung des Sommers sich nicht voraussehen läst, so ist es der Klugheit gemäser ihn nur alle 5 — 6 Jahre anzuwenden, dazwischen aber Mist und Dünger zu brauchen.

unweise Anwendung manchen Patienten vor der Zeit ins Grab. Welch eine Menge Gegner traten izt auf, die eben so laut gegen die China schrien, als ihre Gegner sie anpriesen. Gerade so gieng es mit dem Gyps. Er sollte Universale im Feldbau seyn, die Bequemlichkeit des Bauern fand besonders ihre Rechnung dabei, man wandte ihn nun ohne Unterschied, ohne Abwechslung an, und hatte, wie sich leicht voraussehen lies, statt gehoften Vortheils, Schaden. Man erwartete vom Gyps Wirkungen, die er nicht haben konnte, und der Streit wurde desto hizziger, da der Gyps manchen heftigen Lobredner erhielt, der nicht einmahl seine Natur kannte. Seitdem uns aber die Scheidekunst seine Bestandtheile hat kennen lernen, und uns aus deren Natur und Zusammensezzung seine Wirkungsart erklärt hat, konnte man mit Hülfe der angestellten Versuche der Landwirthe eine richtige Theorie der Feldgypsung festsezzen, welches vorher nicht möglich war, und ohne welche seine Anwendung immer schwankte *).

Der zweite Einwurf kam hinzu: Nämlich der Gyps ziehe Hagelwetter herbei. Wenn wir

*) v. Pfeiffer vermischte Verbesserungsvorschläge. Frankf. 1775. St. 2. Ebend. kritische Briefe Heft I. St. 2. Ebend. kritische Briefe. Heft I. S. 19.

so verlohnete es sich nicht der Mühe nur ein Wort darüber zu sagen: denn eine solche Wirkungsart der Feldgypsung zu beweisen, dazu gehört mehr Verstand als zu sagen, daß sie ein Erfolg der Gypsung sey. Wir kennen nunmehro die Ursache der Gewitter, die Natur der Gewitter Materie ziemlich genau, ja wir wissen uns sogar gegen ihre schädliche Ausbrüche zu schützen, wir wissen aus Versuchen im kleinen, daß der Gyps die elektrische Materie nicht anziehe, und in der großen Experimentalschule der Natur zeigen uns die Beispiele jener Provinzen, welche ihre Felder zu gypsen pflegen, und die nicht öfters von Hagelwettern heimgesucht werden als ihre Nachbarn welche nicht gypsen, daß jener Schluß nach der Rocken-Philosophie geformt sey, welche bekantlich so zu schliesen pflegt:

Um Jacobi hören die Frösche auf zu schreien;
Folglich ist Jacobstag die Ursache, daß sie schweigen.

Der Beschluß folgt künftig.

Beschreibung von Constantinopel und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken. Beschluß.

Nachdem also jene vorläufige Anstalten gemacht waren wurden 80 leichte Fahrzeuge, von 50 bis 30 Rudern an die Küste des Bosporus gebracht. Man sezte sie auf Rollen, und zog sie durch Winden vorwärts, und so kletterte, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, diese türkische Flotte in einer Nacht das Ufer herauf, steuerte mit aufgespanten Segeln über die Ebne, und ward auf der andern Seite in das Wasser des Hafens gelassen, an einer Stelle die zu seicht war, als daß die ungleich grösseren Schiffe der Christen sich ihnen hätten widersezzen können.

Diese Unternehmung verbreitete nun desto grösseren Schreken in der Stadt, je ausserordentlicher und wunderbarer sie war. Man

H hatte

der nun desto furchtbarer ward, je mehr Hindernisse man ihm in den Weg legte. Auch versäumte Mahomed es nicht, diese erste Bestürzung der Christen zu nuzen. Sobald er den oberen Theil des Hafens mit seiner Flotte und seinen Truppen eingenommen hatte, baute er daselbst einen Damm, oder vielmehr eine schwimmende Batterie, die er mit seiner schwersten Artillerie besezte, und damit unabläßig die Hafenseite beschos. Zwar versuchten es die Christen sie in Brand zu steken, allein der Versuch kam ihnen theuer zu stehen, sie verlohren mehrere ihrer besten Schiffe, und einen Theil ihrer besten Mannschaft. So von beiden Seiten geängstigt, ohne Hofnung einer Rettung von aussen, sah Constantinopel sein unaufhaltbares Schiksal sich nähern. Die unaufhörliche Canonade von der Landseite her, hatte mehrere Thürme und einen Theil der Mauer eingestürzt; die geringe Anzahl der Vertheidiger war durch Gefecht und Arbeit geschmolzen, und der Geist der Uneinigkeit und des Argwohns verbreitete sich unter den noch übrigen in eben dem Maase, als die Gefahr zunahm. Gebete, Versprechungen und eignes Beispiel war alles wodurch Constantin den Muth der Seinen beleben konnte, zu schwache Waffen gegen einen so mächtigen Feind.

Maho-

Mahomed auf seiner Seite glaubte, daß jezt die Stunde gekommen sey, wo ein allgemeiner Sturm seine Unternehmung mit Sieg bekrönen würde. Seine Anerbietungen (er forderte Tribut und Uebergang zu seiner Religion) waren verworfen worden; und er erklärte daher, daß er entweder den Thron von Constantinopel besteigen, oder sein Grab vor ihren Mauern finden wollte. Die Veranstaltung zum Sturm wurde gemacht, und der Tag den er dazu wählte, wurde nach astrologischen Deutungen bestimt. Es war der 29te Mai des 1453 Jahres, der 53ste Tag nach dem Anfang der Belagerung, und der dritte Pfingsttag für die Christen. Ein Plan, wie man ihn bei unsern Heeren zu machen pflegt, war bei einer so wenig disciplinirten Armee nicht möglich; Mahomed konnte nur im Allgemeinen die Pläze bezeichnen, wo man angreifen sollte, und den Officieren seine Befehle ertheilen; das wie muste er diesen und seinen Soldaten überlassen. Mehr als alles würkten seine Drohungen und seine Versprechungen, die stärksten Mittel in der Hand eines Despoten. Am Tage vor dem Sturm versammlete er seine vornehmsten Officiere; unvermeidliche Todesstrafe ward jedem Feigherzigen oder Saumseligen gedroht, hingegen das Gouvernement einer Provinz demjenigen versprochen, der zuerst die feindlichen Mauren ersteigen würde. Eine allgemeine Reinigung

Christen und der griechische Kaiser durch ihre Gebete in der Sophienkirche, jezt zum leztenmal, eben denselben zu erflehen suchten. Mahomed wollte, daß der volle Tag Zeuge seines Ruhms seyn sollte; seine Truppen mußten daher die Nacht im Lager zubringen, wenn gleich ihr Feldgeschrei schon den Belagerten die Schreken des kommenden Tages verkündigte. „Gott ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!" ertönte es von allen Seiten her, während daß der Schein ihrer Nachtfeuer den Horizont in Flammen zu sezen schien. Kaum aber begann der Tag anzubrechen, so änderte sich das Schauspiel. Ein fürchterliches Feuer von allen Batterieen eröfnete die Scene, und in den Dampf gehüllt, nahten sich die Schiffe und die Truppen den Mauern. Die leichten Schiffe der Türken kamen in dem obern Theil des Hafens bis unmittelbar an die Stadt. Sie waren mit Sturmleitern und allen nöthigen Geräthschaften versehen; und der Angrif war hier vornehmlich gegen die westliche Spize der Stadt gerichtet, wo sie von den Landtruppen am ersten konnten unterstüzt werden. An der Landseite war die vordere Mauer durch das anhaltende Kanonenfeuer schon größtentheils niedergeschossen; und hatte durch ihre Trümmern zugleich manche Theile des Grabens ausgefüllt.

Die

Die erste Arbeit des Belagerers war daher dies Werk zu vollenden. Der Troß seiner Armee muste voran, um dem Kern der Truppen, der nachfolgen sollte, mit ihren Faschinen und Körpern den Weg zu bahnen. Die Christen hielten diesen ersten Angrif standhaft aus; keines ihrer Geschosse flog vergebens; bei dem diken Haufen der vordringenden Feinde war es unmöglich zu fehlen, aber die Körper der Erschlagenen selbst wurden ihnen nachtheilig; weil sie nur dazu dienten, den nachfolgenden den Weg durch den Graben zu bahnen, in den sie hinabgestürzt wurden. Doch die Menge ihrer Feinde übertraf die Zahl ihrer Pfeile und Kugeln; Mahomed lies immer neue Schaaren vorrüken, bis er glaubte, daß der Weg für den Kern seiner Truppen hinlänglich gebahnt sey. Jezt sollte der entscheidende Zeitpunkt kommen, wo es Sieg galt oder Tod. Das Corps der Janitscharen bisher ruhig um mit frischen Kräften fechten zu können, brach jezt auf; Mahomed selbst zu Pferde, an der Spize eines angern Corps von 10,000 Mann unterstüzte und ermunterte sie; der Donner der Batterieen ward von allen Seiten verdoppelt, und während daß ihre Dampfwolken die ganze blutige Scene verhüllten, drang dieser furchtbare Haufen gleich einem unaufhaltbaren Sturmwinde vorwärts. Die Leichen der Erschlagenen, und die Ruinen der Mauern, bahnten ihnen den Weg

und da jeder der erste seyn wollte, um den versprochenen Preis zu erhalten, klimmten sie gleich Ameisen daran hinauf.

Hassan, ein Janitschar von riesenmäßiger Grösse, soll der erste gewesen seyn, der sie erstieg. Von 30 seiner Gefährten, die das Abentheuer zugleich mit ihm wagten fielen 18, und ob er gleich selbst durch das Gedränge wider zurükgestosen ward, so folgten ihm dennoch Haufen von andern, denen sein Säbel Plaz gemacht hatte. Das Getümmel wuchs in jedem Augenblik, und das Siegsgeschrei der Türken war das Sterbelied des Römischen Reichs.

Noch aber widerstanden die Christen, so lange der Kaiser und ihre Anführer an ihrer Spize kämpften. Giustiniani, der Genueser, war der erste, den eine Wunde zwang, das Gefecht zu verlassen; er suchte Rettung, aber fand sie nur auf einige Tage, denn bald nachher starb er an seinen Wunden. Er und der Kaiser waren die Seele des Gefechts gewesen; sein Rükzug, dem viele seiner Truppen folgten, neigte die Wagschale zuerst merklich auf die Seite der Türken, und schwächte den Widerstand der Vertheidiger. Auf allen Seiten, durch und über die Mauer, drangen jezt die Türken vor, und vergeblich strebte der Kaiser, einem Strome Einhalt zu thun, der

allent-

allenthalben seinen Damm durchbrach. Doch wollte er der lezte seyn der weggerissen ward! umgeben von seinen auserlesensten Kriegern, die reihenweise zu seinen Füssen fielen, kämpfte er so lange, bis die Wagschale sank. Die lezte Stunde seines Reichs hatte geschlagen, und er war entschlossen sie nicht zu überleben. Um der Gefahr der Gefangenschaft zu entgehen, warf er den Purpur von sich, der ihn auszeichnete; mischte sich aufs neue ins Gefecht, und verlohr sich endlich in dem Getümmel der Schlacht. Die Geschichte hat sein Ende nicht aufgezeichtet; er fiel von unbekannter Hand; aber begraben unter den Ruinen seiner Herrschaft, errichteten ihm diese zu gleicher Zeit sein Grab und sein glorreichstes Monument.

Mit seinem Fall war auch die Eroberung von Constantinopel vollendet. Während daß an der Landseite auf diese Weise die Mauern erstiegen wurden, ösneten sich die Türken auch an der Hafenseite einen Eingang in die Stadt. Was noch von Vertheidigern übrig war, das flüchtete sich jezt in das Innere der Stadt; und da ihnen die Wälle ihren Schuz versagt hatten, so suchten sie ihn bei den Altären. Das Schreken und das Getümmel verbreitete sich nach und nach auch in die entfernteren Gassen; Weiber, Kinder und Alte suchten eben da Schuz, wo die Soldaten ihn

binnen einer Stunde war dies weitläuftige Gebäude vollgepfropft von Unglüklichen, die hier zitternd den Ausgang ihres Schiksals erwarteten.

Die siegenden Truppen verbreiteten sich unterdessen durch alle Gassen der Stadt. Die Beute sey ihre nur, nur der Gebäude sollte man schonen: war der Befehl des Sultans; und es erfolgten jezt die Scenen des Schrekkens und Jammers, über welche die Hand des Geschichtschreibers lieber einen Vorhang zieht. Die Raubgier selbst hemmte das Blutvergiesen, denn die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht; aber was sich von Kostbarkeit fand, ward geraubt, und Kunstwerke und Bibliotheken auf immer vernichtet. Die Eroberung war in wenig Stunden vollendet! — Noch vor Mittag hielt Sultan Mahomed seinen triumphirenden Einzug in seine neue Hauptstadt. Er war zu Pferde, umgeben von seinem ganzen Gefolge, und zog durch die Hauptgasse St. Romanus nach der Sophienkirche. Vor ihren Thoren stieg er von seinem Pferde. Sklaverei war das Loos der Unglüklichen, die sich dorthin geflüchtet hatten; und die Kirche ward noch denselben Tag in eine Mosquee verwandelt.

So endigte sich die Geschichte dieses merkwürdigen Tages der Constantinopel bestimmte die Hauptstadt eines neuen Reichs zu werden; sie ward aufs neue ausgebessert und bevölkert, und Mahomed wählte sie zu seiner Residenz, eine Ehre die sie auch unter seinen Nachfolgern bis auf unsre Zeit behauptet hat. Gewis kommt ein Tag, der auch ihr ein neues Schiksal bringt; aber ob wir, oder unsre Enkel, oder erst späte Jahrhunderte ihn sehen werden, zu bestimmen, würde Vermessenheit seyn.

* *

Beschluß.

Von der Natur und landwirthschaftlichen Anwendung der gypsigen Erden und Steine.

Aber die gröste Wichtigkeit traute man dem Einwurfe zu, daß das Vieh, welches Futter von begypsten Feldern genieset, erkranke. Allein der Gyps zeigt sowohl in seinen einzelnen Bestandtheilen als in deren Zusammensezzung nicht giftiges noch der thierischen Natur schädliches. Wir füttern sagt Mayer seit 20 Jahren Futter von Feldern die begypset werden. Kein Vieh ist gefallen, alle Viehseuchen gehen vorbei, unsre Hüner und Schaafe

Rinder und Schaafe vorsäzlich damit gefüt-tert, ihr kurzes Futter Handvollweis mit Mehl von ungebrantem Gyps bestreut, sie heilten sich aus und wurden gesund.

Die Geschichte der Bauern zu Bürkheim in der Churpfalz bestättigt eben dieses. Ein dasiger Altar war wegen wunderbarer Kräfte das Vieh gesund zu erhalten, berühmt. Die Bauern wallfahrteten niemals dahin, ohne etwas von dem Altarstein abzuschaben, und dieses Abschabsel ihrem Vieh unter das Futter zu geben. Dieser Wunderglaube hätte zulezt dem ganzen Altare seine Existenz gekostet, wenn man nicht entdekt hätte, daß der Altar aus Gypsstein bestünde, und daß jeder andre rohe Gyps die nämliche Wirkung thäte.

Ja es ist der Klee von Aeckern welche mit Gyps bestreut werden, bei eingeführten Futterschäfereien von besonderm Nuzzen, indem man gefunden hat, daß durch dessen Fütterung die Wolle der Schaafe verfeinert und die zweischürige so gut wie die einschürige gemacht wird. Auch werden die zum abschlachten bestimten Bratschaafe und Schöpse besonders fett davon *).

So

*) Baumanns entdekte Geheimnisse der Landwirthschaft. 1783. S. 120. 166.

So ist auch neuerdings von der Neumärkischen Regierung ein Mittel gegen das Faulfressen des Schaaf und Rindviehes bekannt gemacht worden, bei welchem ungebranter gepülverter Gypsstein das Hauptingredienz ist. Nicht minder wirksam hat man ihn nach der Versicherung des H. Oekonomierath Stumpfs in Böhmen gegen die Wasserköpfe der Schaafe gefunden, worüber das klassische Werk dieses praktischen Gelehrten: Bemerkungen über Boehmens Landwirthschaft nachzulesen.

Vom gemeinen Süsklee.

(Hedysarum onobrychis, Esper, Esparsette, Burgundisches Gras, türkischer Klee, St. Foin, Hahnenkam, Hahnenkopf, Schildkraut, engl. The Cockshead, Common, St. Foin.)

1. Naturgeschichte des gemeinen Süsklees.

Diese in aller Rüksicht höchst schäzbare Futterpflanze ist keineswegs eine Kleeart, wofür sie der gemeine Mann ansieht und ihr darum den Namen türkischer Klee beilegt, sondern

Der Staubfäden sind zehen. Neun davon sind verwachsen einer ist frei. Geschlechtstheile befinden sich männliche und weibliche in einer Blüte.

Die Blumendecke ist halb fünfspaltig, die schmetterlingsartige Krone gestreift, das Nachenblättchen oder Schiffchen queer abgestumpft.

Die Hülse ist einsamig, stachlicht, rundlich, zusammengedrükt.

Vaterland. Sibirien, Böhmen, England, die kalten Provinzen Frankreichs, auf sonnigen kreidigen Plázzen.

Blätter, ungleich gefiedert, gros, aus 8—10 Paar gegen einander überstehenden und einem einzelnen Blätchen an der Spizze zusammengesezt.

Blumen (weis, roth, purpurroth, blau, gestreift, denn diese Abarten werden gefunden) in Aehren, welche auf langen nakten Stielen stehen, erscheinen im Jun. Die Blumenkron=Flügel sind von der Länge der Blumendecke.

Seine sich selbst überlassene Dauer richtet sich nach der Güte und Tiefe des Bodens, ist

diesen

dieser seiner Natur gemäs, so dauert er 10 bis 15 Jahre. Seine Wurzel treibt er 3 — 5 Fus tief und zwängt sie zwischen Felsen und Klüfte durch. Daher leidet er nichts von Nässe oder Dürre und bietet den strengsten Wintern Troz. Man hat von seiner Fütterung nicht die mindeste Gefahr des aufblähens zu besorgen und es ist nur zu bedauren, daß eine solche vortrefliche Futterpflanze nur zweimahl gemäht werden kan. Ueberdies ist die zwote Mahd schon etwas spärlich und bei sehr troknen Sommern fällt sie gar weg. Im ersten und zweiten Jahre treibt er mehr in die Wurzel als Stengel und liefert nur in fetten Neubrüchen oder in erster Misttracht im zweiten Jahre ergiebige Ernten. In magern ungemisteten Boden verzagt derjenige der die Wachsthumsart dieser Pflanze nicht kennt sodann fast ganz, ohngeachtet sie diese Versäumnis bald nachhohlt. Ein Böhmischer Landwirth, der den gemeinen Süsklee zum erstenmahl baute, mithin seine Natur noch nicht kannte, sah ihn im Herbst ganz kümmerlich aufgehen. Aus Verdrus, daß sein Same nichts müsse getaugt haben, lies er ihn umakkern. Unter dieser Arbeit entschloß er sich doch, die Hälfte stehen zu lassen, und wie reute mich, sezt er offenherzig hinzu, die umgeakkerte Hälfte, da er das folgende Jahr auf der stehen gebliebnen Hälfte ganz vollkommen hervorkam. Man muß sich daher, wenn sonst der Same gut

war

lassen, wenn er das erste Jahr nur sparsam hervorkomt und im zweiten nicht viel weiter wächst, im Gegentheil ist dieses gut, denn es ist ein Zeichen, daß er im dritten Jahr desto besser wird, da seine Wurzel noch in die Tiefe arbeitet.

II. Nuzzen des gemeinen Süsklees.

Sowohl grün als dürr gefüttert ist er ein süses schmakhaftes Futter, das allen Viehar- ten wohl bekannt. Ja wir dürften uns kei- nen Augenblik bedenken, ihn dem Brabanter Klee sowohl als der Luzerne vorzuziehen, wenn er diesen beiden Futterpflanzen an Ergiebigkeit der Ernten gleich käme, denn er hat noch die- sen Vorzug, daß er mit dem schlechtesten Bo- den vorlieb nimmt und weil er seine Blätter nicht fallen läst, sehr leicht zu Heu gemacht werden kan. Nur muß man ihn dem Vieh niemals ganz vorlegen, sondern in Fingers lange Stücke zerschnitten. Will man ihn grün füttern, so muß er zur Hälfte am Stengel blühen, die Blüthenknospen geöfnet, aber noch keine abgefallen seyn. Bestimmt man ihn aber zum dürren Futter, so muß man ihn etwas früher hauen, damit er zur zwoten Mahd nachwächst.

Man

Man kan Pferde bei der schwersten Arbeit damit füttern, und wenn man ihn für diese Thiere alsdann haut, wenn sich schon einige Samenkörner angesezt haben, so füttert er besser als Hafer. Gar zu alte Stengel fressen sie aber nicht mehr.

Kühe geben von dieser Pflanze auch nach meinen Beobachtungen mehr und fettere Milch als von Luzerne und Brabanter Klee. Er ist ein gesundes Futter für Schaafe und Lämmer, nur ist er zu nahrhaft für sie und muß daher mit Stroh geschnitten gefüttert werden.

Zerstossen und mit Kleie gemischt bekomt er den Schweinen wohl, andre lassen ihn für diese Thiere mit Vortheil mit Stroh und Brabanter Klee zu Hechsel schneiden. Sein Nuzzen für das Feld und folglich für den Ackerbau ist nicht weniger schäzbar. Der Landmann, welcher magre Felder hat, die nichts tragen wollen, entfernte Aecker die er nicht bemisten kan, säet sie mit dieser Futterpflanze an, dadurch vermehrt sich seine Viehnuzzung, er erhält mehr Mist, den er in der Folge solchen Feldern geben kan, und diese Pflanze selbst düngt den Boden durch die umgebrochnen Wurzeln, durch das abfallende Laub, durch die Cultur, die ein solches Feld erhalten muß, dergestalt, daß es nach dem umakkern verschiedne Jahre die fettesten Früchte

ohne

[illegible] Futterpflanze ein sehr willkommnes Geschenk der Natur, denn der Winzer welcher seine umgereuteten alten Weinberge ohne Nuzzen einige Jahre brach liegen lies, säet nun diesen Süsklee darauf, benuzt seinen Wingert 6—8 Jahre darauf, braucht dabei keine Erde zu tragen, nicht die vielen Arbeiten zu verrichten, darf keine Plazregen fürchten, erhält eine Menge Futter und wenn er wieder Reben anpflanzt, braucht er dem Boden keinen Mist zu geben.

Nur in die Samen und Pflanzschulen der Obstbäume taugt er nicht, denn er erstikt gleich dem Unkraute die noch jungen Baumpflanzen.

Die Fortsezung folgt.

Aufruhr in Paris.

In den Provinzen waren schon seit einiger Zeit bedenkliche Unordnungen vorgegangen, wozu besonders die Theurung der Lebensmittel Gelegenheit gegeben hatte. Im April vorigen Jahrs wurden zu St. Brieux fünf Schlösser von dem Pöbel geplündert und abgebrennt, und auf dem Lande gieng es dem Schlosse des Marquis de Souilles nicht besser. Ueberall herrschte Misvergnügen unter dem gemeinen Volke, das äusserst gegen den Adel und die Geistlichkeit erbittert, Wunderdinge zu seinem Vortheil von der Nationalversammlung erwartete. Endlich schlich sich der Geist des Aufruhrs auch in Paris ein, wozu eine Menge fliegender Blätter, welche unruhige Köpfe insgeheim ausstreuten, nicht wenig beitrug.

Reveillon hatte sich in der Versammlung der Gemeinen verlauten lassen: „wenn auch das „Brod von 16 bis 20 Sols steigen sollte, so „könnte der Pöbel dennoch leben, denn seine „Arbeiter ernährten mit 15 Sols Taglohn „nicht nur Frauen und Kinder; sondern trü„gen noch Uhren in den Taschen.“ — Kaum war diese unvorsichtige Rede unter das Volk gekommen, so rotteten sich viele hundert Arbeiter zusammen, und trugen eine Figur von Stroh, die den Reveillon an Galgen hängend vorstellen sollte, mit wildem Geschrey durch die Strassen. Alle Läden in Paris wurden verschlossen und der Tumult schien allgemein zu werden.

Demohngeachtet milderte sich die Wuth der Empörer diesen Tag noch hinter den Weingläsern. Allein den folgenden Tag (28. April) gings desto wilder zu. Der ergrimmte Pöbel, dem die Folge des Rausches noch in den Adern glühte, riß die Häuser des Reveillon und des Salpetersieders Henviot nieder, Hausgeräthe, Waaren und Werkzeuge wurden auf die Strasse geworfen und mit dem gefundenen Geldvorrathe, Kassenbillets und Silbergeschirr verbrennt. Das Dragonerregiment Royal Cravate eilte herbei um Ruhe zu stiften; aber der Pöbel umringte es, nahm den Reutern Pallasche und Hüte hinweg, hieb den Pferden

den die Hässen ab, und tödtete einige Dragoner. Die französischen und Schweizergarden rükten hierauf en quarre vor, nachdem sie durch ihr Pelotonfeuer über hundert der Rebellen zu Boden gestrekt, und einige hundert verwundet hatten, verliefen sich die Aufwiegler.

Immer höher stieg nun der innere Grimm des Volkes, der zwar durch dieses blutige Beispiel ein wenig zurükgeschrekt, aber keineswegs gedämpft war.

Im Juni kaßirte der König die Schlüsse der Nationalversammlung, und hob die Versammlung der Stände selbst sogar auf. Der Bürgerstand sezte sich dagegen, und antwortete dem Marquis de Breze, der den Befehl des Königs überbrachte, wir verhandeln die Angelegenheiten der Nation unter uns, und können uns in diesem Geschäft nicht stören lassen. — Es wurden sogar diejenigen, welche irgend einem Deputirten etwas in den Weg legen würden, für Verräther des Vaterlandes und infam erklärt. Hiezu kam noch die Sage, daß der König den Minister von Neker, der Abgott des Volkes verabschiedet habe. Der Pöbel umringte den Wagen des Monarchen als er von Marly nach Versailles zurükkam, und rief unbändig: Neker! Neker! — Der Minister hatte hierauf eine lange Audienz bei dem König, und als dieser

er eine grose Anzahl von Deputirten des Bür-
gerstandes, welche auf ihn warteten, die er aber nur durch die Versicherung beruhigen konnte, daß der König ihm sehr gnädig begegnet sey, und er in seinem Posten bleiben würde.

Nicht minder wurde das Volk über das Betragen des Erzbischofs entrüstet, der sich beigehen lies, den König zu bitten, er möge den Bürgerstand ganz von der Generalversammlung ausschliessen, und ihm den Einflus in die Angelegenheiten des Staats versagen. — Der Pöbel begrüßte ihn dafür als er aus der Versammlung fuhr mit einem Hagelschlag von Steinen, und würde ihm übel mitgespielt haben, wenn nicht die französische Garde ihn in Schuz genommen hätte, nachdem seine Staats-Carosse schon zertrümmert war.

Alle diese Unordnungen machten dem Hof Besorglichkeiten. Man lies unter dem Vorwand die Ruhe von Paris zu sichern, Regimenter marschiren, die endlich bis zu 30,000 Mann anwuchsen, und zwischen Versailles und der Hauptstadt campirten.

Jedoch ganz unerwartet schikten die Grenadiere der französischen Garde eine förmliche Deputation an ihren Major, und liessen ihm erklären, daß sie, im Fall man sie nöthigen wolle,

wolle, auf das Volk zu feuern, ihre Fahnen verlassen würden. Sie suchten die Soldaten der übrigen Regimenter auf, um ihnen die nemlichen Gesinnungen einzuflößen, und zwangen sogar den Esterhazischen Husaren einen Eid ab, den Säbel nicht gegen die Nation zu ziehen. Oeffentlich nennten sie sich Soldaten der Nation, und unterstüzten ihr Betragen mit Gründen. Wir können, sagten sie, unsern Gehorsam gegen den König nicht besser darthun, als wenn wir uns für Soldaten der Nation erklären. Ueber dieses begehren wir die Abschaffung der Fuchtel, Vermehrung des Soldes; damit wir in diesem Stüke den Schweizern und deutschen Regimentern gleich kommen, und daß endlich die Stellen bei unserm Corps nicht ferner nach Gunst, sondern nach dem Dienstalter, und wahrem Verdienst vergeben werden.

Auch die Schweizer wollten nicht gegen das Volk fechten. Sie beriefen sich auf ihre Tractaten, die ausdrüklich enthalten, daß sie im Fall eines bürgerlichen Krieges die vollkommenste Neutralität beobachten, und auf keine Weise genöthigt werden sollen, gegen die eine oder die andre Parthey zu streiten.

Die Ausgelassenheit des Volkes wuchs mit jedem Tage. Ueber 4000 Menschen stürmten am 30ten Juni das Gefängnis der

Abtei St. Germain de Pres, und befreiten alle Gefangene. Minderwichtige Austritte der Art ereigneten sich fast täglich, und die Regierung wurde dadurch veranlaßt, immer mehr Regimenter in die Gegend von Paris zu ziehen, so daß über 70,000 Mann um die Hauptstadt herum gelagert waren. Die Nationalversammlung fieng an unruhig über diese kriegerischen Zurüstungen zu werden, und lies dem Könige durch ihren Präsidenten, dem Erzbischoffe von Vienne, deswegen die Besorgnisse der Nation vorstellen; erhielt aber die Antwort; die Truppen um Paris seyen blos da, um öffentliche Ruhe zu erhalten, und die Nationalversammlung zu schüzen. —

Die Fortsezung folgt.

* *

Beschluß.
Vom gemeinen Süsklee.

Manche Landwirthe bauen ihn daher mit grosem Nuzzen zu einem grünen Zwischenfutter, damit, wenn die Luzerne und der Brab. Klee gemäht sind und es sich gerade trift, daß kein grünes Futter herangewachsen ist, dieser deren Abgang ersezze. Ein erfahrner Landwirth

wirth erhielt von der höchstseel. Kaiserin Maria Theresia ein beträchtliches Gut zum Erbpacht. Die Felder und Wiesen waren schön, aber leztere über 2 Stunden entlegen und zu Haus weder Weide noch Kunstwiesen, und das Gras in den Gärten reichte nicht zum dritten Theil für das Vieh. Seine erste Sorge war Luzerne und den gemeinen Süsklee anzubauen. Die ersten 2 Jahre machte seine Wirthschaft wenig Eindruk, auf die gleiche Noth leidenden Bauern. Als sie aber im dritten und vierten Jahre die Vollkommenheit und Ergiebigkeit beider Futterpflanzen sahen, erwachte der Trieb der Nachahmung, und ihr Eifer gieng so weit, daß für die umliegenden Gemeinden von beiden Pflanzen für mehr als 700 fl. Samen angeschafft werden muste. In andern Gegenden widmeten ihm die Bauern erst den schlechtesten Boden, sobald sie aber seine Vorzüge kennen lernten, räumten sie ihm besseres Feld ein und lösten sodann auch aus dem Samen noch viel Geld.

III. Von dem Boden den der gemeine Süsklee verlangt.

Diese Futterpflanze nimmt mit kalten, sonnigen, troknen, magern, sandigen, kiesigen, steinigen Feldern vorlieb, wenn sie nur nicht nasartig, eisenschüssig, versauert sind, oder Felsenplatten unter der seichten Ober-

mehr wachsen will. Solche dürre Berge, Anhöhen, Raine, Einhänge und Mittelrücken, auf denen man im Sommer kein Gräschen findet, können durch ihn in schöne grüne Fluren verwandelt werden. Man hat ihn zu Lautern nach mehr als 18jährigen Versuchen, selbst für die sprödesten Aecker gut gefunden. Das liebste Land aber ist ihm ein gemischtes Kalch- Kreiden- oder Mergelartiges, ein lehmiges Feld mit Sand und kleinen Steinen gemischt in sonniger Lage. Es hat nichts zu sagen, wenn die Damerde seicht ist und Felsen unter ihr liegen, woferne diese nur klüftig und schiefrig sind. Er verschmäht sogar den Flugsand nicht, wenn eine bessere Erde unter ihm liegt, und die Windwehen abgehalten werden. Im nassen, sumpfigen, lettigen, sauern Boden kommt er aber nicht fort, und wenn die obere Erde besser als die untere ist, gedeiht er gleichfalls nicht sonderlich.

Es ist indessen leicht zu erachten, daß er in einem Nahrungsreichen Boden noch besser fortschlagen müsse. Schubart v. Kleefeld pflanzte ihn zum Versuch um Samen zu ziehen in fettes Gartenland und zwar Reihenweise. Er trieb da überaus hohe Stauden und lieferte 3 ergiebige Erndten. Nur frasen da die Mäuse seine Wurzeln, die doch schon

5 bis

5 bis 6 Jahre alt und folglich ziemlich stark waren, unter der Krone an, wovon die Stöcke starben. Aus dem freiwillig abfallenden Samen keimten eine Menge neue Pflanzen zur weichren Belehrung was der Landwirth zu thun habe, wenn auf den mit Süsklee bestellten Felder Blösen entstünden.

Indessen wäre es nicht wirthschaftlich, wenn man ihm einen grosen Theil der besten Felder geben wollte: denn diese kan man vortheilhafter mit andern Gewächsen bestellen und der Werth dieser Pflanze besteht hauptsächlich darinnen, daß sie in Feldern fortschlägt, wo sonst nichts gedeihen will, und daß sie diese fähig macht, einst bessere Gewächse zu tragen.

IV. Von der Saatzeit des gemeinen Süsklees.

Man hat deren verschiedene, die ich anführen und die Wahl den Lesern überlassen will.

1) Einige säen den Samen im Frühjahr auf die zuvor untergebrachte Erbsen, Gerste oder Buchweizen. Wenn denn diese blühen, so werden sie gehauen und grün gefüttert. Diese Beisaat ist im Frühling nöthig, um den jungen Pflanzen Schuz und Schatten zu verschaffen, bleibt nun die warme feuchte Witterung lange aus, so bleibt der harte Same zu

2) Andre säen ihn im Jun. und dies ist wohl die beste Zeit, indem man keine Gefahr dabei läuft, Boden und Witterung warm sind und doch die Pflanzen dieses Jahr noch wohl erstarken können.

3) Endlich säen ihn einige im Herbst mit Roggen oder Weizen, welche dann wenn sie sich der Blüte nähern gehauen und verfüttert werden, allein diese Saat kommt selten fort, weil sie jung die Kälte gar nicht wohl vertragen kan.

V. Von der Zubereitung des Feldes.

Das Feld muß zur Saat so klar und rein von Unkraut als möglich zubereitet seyn. Folglich muß man so oft akkern und egen bis diese Wirkung erreicht ist, dies geschieht in einem Felde früher in dem andern später. Hier kan es der Pflug verrichten, dort muß es der Hacken thun, an den Bergen und Einhängen muß der Karst ihre Stelle vertretten. Versäumt man dieses, so hat man in der Folge nichts zu thun als immer zu jäten. Ist das Feld ein loser unbenarbter Sand, so behandelt man es wie der Flugsand behandelt werden muß, welches aber nicht hieher gehört. War

Gebüsch

Gebüsch und Strauchwerk, Heide, Pfrieme, Ginster darauf, so muß dieses mit der Wurzel ausgerottet werden. Man kan es, wenn es dürr geworden ist, verbrennen; die Asche vor einem drohenden Regen ausstreuen, und dann gleich einakkern.

VI. Von der Säeart des gemeinen Süsklees.

Gewöhnlich säet man den Samen mit Hülsen und nimmt auf einen sächsischen Morgen anderthalb Scheffel. Tief darf der Same nicht zu liegen kommen, man bringt ihn daher mit einer leichten Ege unter, an Bergen läst man ihn von Schaafen eintretten, und auf ebnem Sandlande einwalzen. Wer nun den Samen kauft, wird es aus seiner eignen Erfahrung lernen müssen, daß mit keinem Gesäme ein so groser Betrug vorgeht. Ja man ist glüklich genug, wenn nur der dritte Theil davon taub ist und nicht aufgeht. Dies entsteht davon, daß der Same nicht mit einander reif wird, so daß man immer an einem Stengel ganz reifen, halb reifen und noch ganz grünen Samen findet und die Leute nicht mit umzugehen wissen. Die Bauern wollen auf einmal viel Samen erhalten, warten seine völlige Zeitigung nicht ab, und lassen die Pflanzen gleich bei der ersten Mahd zum Samen stehen, der gemeiniglich taub ist. Man darf ihn also nicht

man wohl, einige Pfund Samen vom grosen Hopfenklee Trifolium agrarium mit darunter zu mengen. Dieser verliert sich im dritten Jahre meistens, und dann ist der Süsklee in seinem vollen Wuchs. Den Samen des leztern untersuche man also wohl. Er muß jung, vollkommen, glänzend, gelbröthlich, oder kastanienbraun seyn. Dennoch kan er 4 Wochen in der Erde liegen und die Witterung muß schon sehr günstig seyn, wenn er mit 14 Tagen keimen soll.

VII. Wartung der Süsklee Felder.

1) In den ersten 2 Jahren muß man dergleichen Felder fleisig jäten lassen, welches Kinder verrichten können. Hat er sich aber einmal bestokt, und ist er gehörig erstarkt, so erstikt er das Unkraut von selbst.

2) Niemals darf man Vieh auf solche Felder treiben, denn sie verbeissen die Stöcke an der Krone. Jene sterben daher ganz sicher aus, und man darf ein solches Feld nur umreissen lassen, weil es nun nichts mehr als Unkraut bringt.

3) In den ersten 2 Jahren muß man den Süsklee oft mähen und ja nicht zur Blüte kommen

kommen lassen, man haut ihn aber hoch, damit die Wurzel neue Schosse treiben.

4) Ob man ihn im ersten Jahre schon ordentlich nuzzen könne, kommt auf den Boden, auf die Witterung und Pflege an.

5) Im 2 oder 3 Jahr streut man Gyps, Kalch, Seifensiederasche, Rus, Steinkohlenmehl, welches von diesen Dingen man hat, auf das Feld. Hat man Mergel, so führt man diesen auf: etwa 24 bis 30 Fuhren auf einen sächsischen Morgen. In den folgenden Jahren fährt man im späten Herbst kurzen wohl verfaulten Mist auf. Alle Frühjahre wird das Feld mit einer eisernen Ege aufgekrazt, der Mist aber darauf gelassen, wenn er aber lang und strohig war, muß man ihn abharken.

6) Entstehen leere Stellen, so hält man sie rein von Unkraut, läst einige Stöcke zum Samen stehen und um die Zeit, da dieser ausfällt. macht man den Boden um sie herum wnnd. Man kan auch Stöcke hinein pflanzen, oder man besäet die mit der Zeit leer werdenden Felder vor dem aufegen mit Honiggras, für Brakschöpse mit Queckentresp *) für

*) Wächst auf hohen Wiesen und verschafft nach den Beobachtungen des H. Pfarrer

Hundegras, wiewohl das Honiggras allen Vieharten wohl bekomme.

Will man nun zur ordentlichen Mahd schreiten, so haue man, wie gesagt, den Süsklee nicht zu niedrig ab. Da nun diese Pflanze nicht sehr saftreich ist, und ihre Blätter wohl behält, so ist sie sehr leicht zu Heu zu machen, nur muß man die Stengel nicht zu hart werden lassen.

VIII. Von der Samen-Gewinnung.

Diese Futterpflanze erzeugt eine Menge Samen. Nur sollte man sie nicht vor dem dritten Jahre Samen tragen lassen, weil die Stöcke dadurch geschwächt werden, und vor der Zeit ausgehen. Am besten geschieht dies im lezten Jahre da man das Feld umreissen will. Man sucht sich eine Stelle aus, wo die Stöcke am schönsten stehen und zwar in sehr warmen Gegenden von der erstern in der andern aber von der zwoten Mahd. Um nun voll-

Nimrods den damit gefütterten Schöpsen ein besonders wohlschmeckendes Fleisch, wie diejenigen, welche aus der Gegend um Aschersleben zu uns gebracht werden, beweisen.

vollkommnen Samen zu erhalten, muß man nicht warten bis aller reif ist, weil sonst der unterste als der beste ausfällt, sondern man untersucht die Hülsen und sammlet täglich diejenigen, welche so eben anfangen ihre Silberfarbe zu verlieren und sich zu bräunen. Einige schneiden sie mit der Sichel ab und sammeln sie in die Hand. In andern Gegenden streifen ihn Weibsleute in ihre aufgestekte Schürzen und leeren diese sodann in Getreidsäcke aus. Manche bedienen sich dazu eines hölzernen Kammes der am Rüken ein Kästchen hat. Durch diesen Kamm streifen sie die Samenstengel, wie man es mit den Heidelbeeren an einigen Orten zu machen pflegt. Dieses wird täglich wiederholt bis aller Same gesammelt ist. Zu Hause bringt man ihn sogleich auf einen luftigen Boden, spreitet ihn dünne aus und wendet ihn die ersten 8 Tage täglich zweimal, damit er nicht stocke. Hierauf wird er mit Stecken ausgeklopft, und ja nicht ausgedroschen, getroknet und in Fässern gegen Mäuse wohl verwahrt. Die auf dem Felde stehen gebliebnen Stengel läst man abhauen, troknen und zum Gebrauch einfahren.

IX. Vom umakkern der Süskleefelder.

Da diese Pflanze starke tiefgehende Wurzel treibt, so verursacht das umreissen der damit bestellten Felder einige Mühe, zumal wenn das

[illegible]
Ackerumschlag gebracht wird, nach 6 Jahren, und zu der Zeit ist der Acker auch wieder leicht in Bau zu bringen. Auf ebnen Feldern pflügt man im späten Herbst das Land mit starken Pflug und Gespann so tief als möglich, um, und läst allenfalls zween Pflüge hinter einander gehen. Im folgenden Frühjahre läst man den Acker so zeitig als möglich zum zweitenmal pflügen, und in dem darauf folgenden Herbste wird das Feld, wenn es gehörig zubereitet worden ist, mit Winterfrucht bestellt. In Bergen bedient man sich der Hacke, die ausgebrachten Wurzeln dienen zur Feurung und die zurükbleibenden düngen den Boden. Man kan sich in Ebenen auch des Schälpfluges zum stürzen bedienen und in Mittelrücken des Haktens.

Aufruhr in Paris.

Fortsezzung.

Endlich zerplazte die Wetterwolke, die sich lange aufgethürmt hatte — Die Parthey der Aristakraten siegte, und Neker mußte am 11ten Juli auf königlichen Befehl Abends seine Stelle niederlegen, und das Königreich räumen. Man sagt jezt ganz laut in Paris, Neker sey nur deswegen gestürzt worden, weil er die Privat-Schulden des Grafen von Artois nicht mit in die der Krone und der Nation habe aufnehmen wollen. — Neker reisete ganz still in der Nacht von Versailles ab, weil er den Aufstand unter dem Volke voraus sah, den seine Entfernung veranlassen würde. Den folgenden Tag in der Frühe erfuhr erst der Schwiegersohn dieses grosen Mannes, Herr von Stael, Schwedischer Botschafter am französischen Hofe, die Verbannung seines Schwiegervaters. Zugleich verbreitete

K sich

die Bürgerschaft schikte deswegen Deputirte in die Wohnung des Schwedischen Gesandten, um sich nach der Wahrheit zu erkundigen. Hierzu kam noch das Gemürmel, des Herzogs von Orleans, die Hauptstüze des dritten Standes, sey heimlich aufgefangen und festgesezt worden. Nun war alles in Aufruhr, der gute friedliebende Bürger war betäubt, der Pöbel rasete und rottete sich zusammen. Um 5 Uhr des Nachmittags waren alle Schauspielhäuser geschlossen, Handel und Wandel hörte auf, und der National-Credit fiel, sobald Nekers Verbannung zur Gewisheit gediehen war. — Alle Strassen in Paris waren mit lermenden Haufen aufgebrachter Bürger angefüllt, und viele Tausend Vagabunden bedienten sich dieser Gelegenheit zu plündern.

Die Armee blieb bey allem dem ruhig in ihrem Lager. Es war gefehlt, daß man nicht sogleich die lermenden Haufen des Pöbels mit Gewalt auseinander trieb, und auf diese Art die Rebellion in ihrem Ursprung unterdrükte. Aber die Tyrannei ist immer feig und unentschlossen. — Der Prinz von Lambesc, an der Spize seines Regiments Royal-Allemand, war der einzige, der etwas that. Er drang in die aufrührerischen Haufen, und würde

selbst

selbst das Opfer der Volkswuth gewesen seyn, wenn er nicht einem Bierbrauer, der ihn auf der Brust faßte, und vom Pferde reissen wollte, den Baken weggehauen, und sich so befreit hätte. — Er jagte sofort in die Tuillerie, wo die Bürger ruhig umher spazierten. Ein Arzt hielt sich über sein Betragen auf, und Lambesc spaltete ihm den Kopf. Nun blies die Raserei ihre Fakel an, denn jeder mußte für sein Leben besorgt seyn. Die Französische Garde trat auf die Seite der Bürgerschaft, feuerte auf das brave Regiment Royal Allemand, das nur 300 Pferde stark war, und trieb es zurük. — Die ganze Nacht hindurch tönten die Sturmgloken von den Kirchthürmen fürchterlich herab — Die ganze Bürgerschaft war in den Gotteshäusern versammlet, und theilte sich in Corps und Compagnien.

Die Electeurs und Echevins versammleten sich auf dem Stadthause, und beschlossen die Bürgerschaft zu bewafnen, um der zügellosen Unordnung Einhalt zu thun, aber es fehlte an Waffen. Mittlerweile hatten die Vagabunden das Garde meubles des Königs geplündert, und die kostbarsten Gewehre aus demselben weggenommen. Die Bürger kauften oder schwäzten den Räubern ihren Raub ab, drangen gewaltsam in die Häuser und bemächtigten sich aller Waffen, die sie fanden. —

noch eroberte die beherzte Bürgerschaft das Invalidenhaus, wo mehrere tausend Flinten verstekt waren, die sogleich unter die Unbewafneten ausgetheilt wurden. Die Kanonen die vorher um dieses Haus gepflanzt waren, wurden nun auf die öffentlichen Pläze vertheilt.

Unterdessen hatte der Pöbel schon alle Barrieren verbrennt, und die Kommis daraus verjagt. — Anfangs trug die Bürgerschaft zu Nekers Ehre grüne Kokarden — aber ein unbedeutendes Individuum machte die Anmerkung: das sey die Livree des Grafen von Artois. Augenbliklich wurden alle grüne Schleifen heruntergerissen, und weis und rothe, als die Livree des Herzogs von Orleans aufgestekt. Zu dieser fügte noch der Magistrat die blaue Farbe, um die Livree der Stadt damit zu verbinden, und das ist nun die Kokarde, die jeder er sey geistlich, oder von Adel, tragen mus, wenn er nicht an den ersten besten Laternenstok aufgehängt werden will. Am 13ten Jul foderten die Bürger die Bastille auf. Delaunay, der Gouverneur, durch tausend Bubenstüke schon vorher bekannt, stekte die weise Fahne aus, und lies die Zugbrüke herab, über welche sich gegen hundert Bürger hineindrängten. Nun lies der Nichtswürdige die Brücke wieder aufziehen, und

schnitt

schnitt dadurch die Unglüklichen von dem grossen Haufen ab. Die Soldaten umringten auf Delaunays Befehl die unbewafneten Bürger, und mezelten sie sämmtlich darnieder. Das Geschrey der Elenden, und das Schiessen lies die andern nicht an der Verrätherei des Delannay zweifeln, und der Unwille des Volks stieg zur unwiderstehlichan Raserei. Die Bürger stürmten jezt die Bastille förmlich, und achteten nicht des fürchterlichen Kartätschenfeuers, das unter ihnen wütete. Junge Leute, die nie Soldaten waren, sezten über Gräben wie über Dachrinnen, schritten über die Leichname ihrer getödteten Kameraden hinweg, und drangen vor, als wenn es zum Fest gienge. Die Soldaten der Französischen Garden, die sich zu den Bürgern geschlagen hatten, thaten Wunder der Tapferkeit. Sie vertheilten sich unter sie und lehrten mitten im Schlachtgetümmel Kriegskünste und Subordinationen. Ein Grenadier dieser Garde kletterte an der Mauer hienauf, machte sich aus seinem Bajonet eine Stiege, indem er es in die Rizen der Mauer sties, und hob die Zugbrüke aus den Ringen, daß sie fallen mußte. Er erhielte darüber von der eigenen Hand des Kommandanten zwei Stiche, die er aber nicht achtete, sondern ihn gefangen nahm. Jezt drangen die Bürger in die Festung ein, obgleich ein Kugelregen von allen Orten auf sie herabströmte. Ein Invalide

schos

riest mit einem lauten Schrey den alten Krieger mit seinem eigenen Körper gegen die eindringenden Schwerter dekte, und indem er den Hut mit der Kokarde vor die Brust hielt, ausrief: Laßt ihn, er ist mein Vater! selbst in dem schreklichen Gewirre, wo alles nach Blut dürstete, that die kindliche Liebe dieses zärtlichen Sohnes ihre Wirkung auf die übrigen. Bravo! Bravo! riefen sie aus, und trugen den Vater unbeschädigt aus dem Getümmel.

So eroberten in zwei Stunden die Pariser Bürger die Bastille, welche Heinrich IV sechs Tage belagert hatte. Es fehlte wenig, daß der treulose Delaunay auf der Stelle zerrissen worden wäre. Sie brachten ihn und den Major auf das Stadthaus. Ein deutscher Prinz war Augenzeuge dieser Begebenheit, und konnte sie nicht schreklich genug schildern. Delaunay wurde an den Beinen über die Strasse geschleift, so daß der Kopf von dem Aufschlagen auf die Pflastersteine blutete. Er brüllte für Schmerzen, und Todesangst, und bat flehentlich ihn nur gleich zu tödten. Einige wollten ihn bei den Armen tragen, entweder aus Menschengefühl, oder um auch etwas dabei zu thun; aber die Menge rief: schleift ihn: schleift den Nichtswürdigen:

und

und er wurde bis zum Rathhause geschleift. Dort machten ihm die Electeurs und Echevins den Proceß, und verurtheilten ihn als einen Verräther am Volke, der gegen die gegebene Treu Bürgerblut vergossen habe, zum Tode. Sein Ordensband wurde ihm abgerissen, und dem braven Grenadier umgehängt, der ihn gefangen genommen hatte. Hierauf wurde er auf den Plaz de Greve geführt, wo ein Mezger das Amt des Scharfrichters, deren keiner zugegen war, übernam. Sein Messer war aber zu stumpf, so daß er ihn jämmerlich zerfleischte. Ein Soldat von der französischen Garde erbarmte sich endlich noch über ihn, und hieb ihm den Kopf mit dem Säbel ab, der nun auf eine Pike gestekt; und in der Stadt zu Schau herumgetragen wurde.

Unterdessen hatte man man einen Courier aufgefangen, der in dem Fusse seines Stiefels einen Brief, man sagt von der Königin, an den Prevot des Marchands verborgen hatte, welches der angesehenste im Stadtmagistrate ist. Dieser Brief enthielt alle Schreken, die auf Paris warteten, und es unfehlbar getroffen hätten, wenn die Bürger eine kurze Zeit später zu den Waffen gegriffen hätten. In diesem Schreiben stund: der Prevot sollte nur das Volk bis den 14ten Abends um 10 Uhr amusiren; mit dem Glokenschlag würde der

und feurigen Kugeln geschehen. Wäre das geschehen, so war die Stadt hin, und diese Nacht würde eine zweite Bluthochzeit worden seyn, denn jezt sagten die Deputirten öffentlich, daß es die Absicht war, alle Deputirten der Gemeinen zu masakriren. Den Courier hieng das Volk ohne weitere Umstände an einen Laternenpfahl auf, und dem Prevot des Marchands wurde wie dem Delaunay als einem Verräther des Vaterlandes der Kopf heruntergeschlagen, und auf einer Pike durch die Strassen getragen.

Man beschuldigt den Marschal von Broglio, er habe dem König den grausemen Vorschlag gethan, die Hauptstadt mit Feuer und Schwert zu verheeren. Als das Volk die verrätherischen Absichten des Marschals vernahm, wurde es dadurch so in Wuth gebracht, daß es einen Preis von vielen tausend auf den Kopf des Marschals sezte.

Der Prinz von Lambese hatte sich den Haß der ganzen Nation aufgeladen, und seine Hizze in der Touillerie ausgenommen, handelte er und sein Regiment gleichwohl wie es einem Officier und Soldaten von Muth und Ehre, der seine Pflicht kennt, zukommt. Dennoch belegen ihn die neuesten französischen

Schriften mit dem schändlichen Namen eines Verräthers des Vaterlandes, eines übermüthigen Aristokraten, und man hat einen Preis von 10,000 Livres auf seinen Kopf gesezt — Ein unschuldiger Mann, der das Unglük hatte ihm ähnlich zu sehn, wurde mit vielen Stichen vom rasenden Pöbel, im ersten Tumult ermordet, und sie würden den armen blutenden Körper ganz zerrissen haben, wenn nicht einer unter der Menge gerufen hätte; Laßt ab, er ist der Unrechte. — Eben so gieng es einem Abbe, den man für den Abbe von Dermont hielt. Man knüpfte ihn ohne weitere Untersuchung, und troz seinen heiligsten Versicherungen, daß man sich an ihm irre, an einen Laternenpfahl auf. Eine alte Frau hatte die Barmherzigkeit, ihn loszuschneiden. Das half nichts, man hängte ihn von neuem, und nun würde er zuverläßig erstikt seyn, wenn nicht einer unter dem Pöbel ihn erkennt, und die übrigen von dem Irrthum überzeugt hätte; der gute Abbe kam also mit zweimaliger Todesangst davon. Von allen diesen fürchterlichen Auftritten in der Hauptstadt wuste, was beinah unglaublich scheint, der König in Versailles — nichts. Seit Nekers Abreise hielt ihn die Hofcabale beständig umringt, damit diese Blutscenen nicht in sein Ohr dringen, und sein Herz zerfleischen mögten. Selbst die etats genereaux konnten nicht bei ihm vorkommen. Endlich

 drängte

Wachen der Leibgarde zum Könige, und schilderte ihm das Elend des Volkes mit allen Farben des Greuels, in seiner schrekenvollen Gestalt. Ludwig XVI, ein Monarch von ausnehmender Herzensgüte, der sein Volk zärtlich liebt, aber zu dessen Thron der Wahrheit alle Wege versperrt waren, fiel bei dieser Nachricht in Ohnmacht. Als er wieder zu sich selbst kam, faßte er den Entschluß, den einzigen der ihm zu seiner Rettung übrig blieb, sich seinem Volke in die Arme zu werfen.

Die Fortsezung folgt.

* *

Von der Winterstallfütterung der Schaafe.

Sobald das Gras auf dem Felde gelb zu werden anfängt, und noch kein Frost es für die Schaafe unschädlich und geniesbar gemacht hat, nimmt bei den Triftschaafen die Winterstallfütterung (Hoffütterung, Hausfütterung) ihren Anfang. Bei Futterschäfereien tritt sie alsdann ein, wenn auf den für die Schaafe eigens mit den besten Futtergewächsen angebauten

bauten Aeckern kein grünes Futter auch kein Hafergras, Honiggras oder Luzerne mehr ist, die doch bis in den Vorwinter zu wachsen pflegen. Es läst sich also sehr natürlich keine Zeit bestimmen, wenn die Winterstallfütterung ihren Anfang nehmen soll, da nicht ein Jahrgang wie der andre ist, indem der Winter bald früher bald später eintritt, und folglich die Schaafe bald früher bald später, je nachdem das grüne Futter oder die Weide früher oder später aufhören, eingestellt werden müssen. Eben so wenig läst sich auch nach Monatstagen angeben, wenn die Winterstalfütterung wieder aufhören soll; denn auch dieses hängt von der frühern oder spätern Grünung der Weide und Futteraecker im Frühling ab.

Soll indessen die Winterung der Schaafe für die Herrschaft glücklich seyn, so erfordert sie schon zuvor kluge darauf Bezug habende Anstalten. Nämlich ein weiser Landwirth wird schon zu der Zeit, da nach Einrichtung der Schäferei und andrer Umstände die Bedeckung der Schaafe angeht, seine Mutterschaafe untersuchen, ob sie gesund sind, und alle erforderlichen Kennzeichen guter Mutterschaafe haben, damit er nicht kränkliche oder schlechte und wenig Wolle tragende Mutterschaafe zulasse, und alsdann besonders, wenn er nicht mit gutem Winterfutter bis zum Ueberfluß übersehen ist, vielleicht in der Lammzeit

sowohl

er weis und sieht, daß er kränkliche Mutter-schaafe hat, sie gegen den Herbst besonders aufzustellen, einige Zeit mit etwas gutem Futter zu füttern oder auf fette Weiden zu treiben, und wenn sie sich dannerhohlt haben, sie an die Fleischer zu verkaufen. Auf diese Art bekommt er seine zur Zucht untauglichen Schaafe noch immer gut bezahlt, und er ist der Furcht überhoben, sie zu verlieren. Endlich kan er auch jezt das Futter, welches er diesen kränklichen Schaafen vielleicht ganz umsonst und mit dennoch endlichen Verlust derselben hätte füttern müssen, seinen übrigen Schaafen zu gut kommen lassen. Dadurch wird er aber immer noch so viel gewinnen, als wenn er auch beim glücklichen Lammen dieser Schaafe doch nur elende Lämmer bekommen hätte, bei denen er immer in Gefahr stehen muste, sie endlich doch noch zu verlieren.

Eben so grosen Nachtheil bringt es, wenn man mehr Schaafe zur Winterung einzählt, als man vollkommen gut zu überwintern vermag, und warum sollte man an altes Vieh des Winterfutter wagen, da es hier vergebens verschwendet wird indessen man beim zeitigen ausbracken immer noch etwas Geld für dasselbe löset und das übrige Futter nun auf das bessere Vieh verwenden kan. Weil nun aber

aber manche Schaafe innerlich anbrüchig sind ohne äusserliche Kennzeichen der Kränklichkeit zu haben; so kan man ihnen bei der Musterung Erlenlaub vorlegen. Diejenigen so es gar nicht fressen oder nur wenig davon geniesen und mehr oder weniger darauf husten, haben einen innerlichen Fehler. Solche Schaafe muß man ausbracken und sie zur Stallmast anstellen, welches an den bald anzuführenden Krippen eben so gut angeht als mit Fettschöpsen, die bekanntlich im Winter sehr theuer bezahlt werden.

Ehe man nun zur Einwinterung selbst schreitet, muß man jedes Stük die Musterung passiren lassen, und nur diejenigen Schaafe, welche alle Kennzeichen guter und gesunder Zuchtschaafe haben, werden alsdann zum Winterstamm beibehalten. Sechsjährige Hämmel und Böcke, achtjährige Schaafe, Raufsenkricher, Wollenfresser, bunte, kränkliche, weichliche, grobwollige Schaafe werden abgesondert. Sorte für Sorte wird richtig eingezählt, und sowohl der Herrschaft ein richtiges Verzeichnis derselben zu ihrer Nachricht eingehändigt, als auch dem Schäfer eine dergleichen in sein dazu bestimmtes Buch eingetragen. Dieses Verzeichnis enthält in Rubricken die wirklich eingezählten Sorten, ferner das Mengevieh an den Orten nämlich, wo der Schäfer auf Ammenge steht, und um allem Unterschleif

gehörig eingezählt und aufgeschrieben.
Diese Wintereinzählung muß natürlich in Ge-
genwart des Schäfereiherrn geschehen. Zuvor
werden Ställe von Horden aufgeschlagen,
jede Sorte Vieh wird besonders in einen der-
selben getrieben und alsdann Sorte für Sorte
nach einander herausgezählt und aufgeschrie-
ben. Fehlt nun etwas an der Zahl des Vie-
hes, so muß der Schäfer den Defect ersez-
zen, und finden sich sonst Bedenklichkeiten
bei denselben, so ist er sogleich darüber zu
Rede zu setzen. Auf vielen Gütern ist es auch
gewöhnlich, daß sowohl das herrschaftliche als
Schäfer und Knechtvieh besondre Zeichen be-
kommt. Diese Zeichen sind nun natürlich
verschieden, da sie von der Willkühr der Herr-
schaft abhängen, allein am besten ist es wohl,
das herrschaftliche Vieh gar nicht zu zeichnen,
wohl aber das Schäfer und Knechtvieh: denn
die Zeichnung des leztern Viehes ist darum
nöthig, damit es sogleich zu allen Zeiten un-
ter der Heerde oder sonst erkannt werden kan,
und damit nicht etwa die Knechte ihr Vieh
von andern Sorten mit unter dasjenige ein-
mischen, dem die beste Hütung eingeräumt
wird, und man dieses, falls sie es sich den-
noch erlauben wollten, sogleich wahrnehmen
möge. Sollte endlich bei der Einzählung ge-
funden werrden, daß der Schäfer und seine
Leute mehr Vieh halten als sie brauchen, so
müssen.

müssen sie solches abschaffen und nicht länger bei der Schäferei unter der Heerde behalten, als es ihnen von der Herrschaft erlaubt wird. Ferner soll weder der Schäfer noch seine Knechte ihr Brakvieh, wenn sie es verhandelt haben, wegtreiben lassen, ehe und bevor sie solches ihrer Herrschaft angezeigt haben, damit diese es, wenn dasselbe nun weggetrieben werden soll, vorhero besichtigen könne, ob nicht etwa herrschaftliches Vieh darunter ist. Ist nun der Schäfereiherr unglücklich gewesen, so daß er vieles Vieh verlohren hat, ohne im Stande zu seyn, sogleich andres Vieh wieder anzuschaffen, oder gutes zu Kauf zu bekommen, so nimmt man Miethevieh, d. i. solches Vieh an, welches man gegen Erhaltung der Hälfte der Wolle und Lämmer in die Winterung nimmt. In andern Fällen würde es nicht klüglich gehandelt seyn, solches Miethevieh einzunehmen, weil man bei Ueberflus an Futter lieber seine Schäferei verstärken und so die ganze Nutzung allein ziehen kan. Wenn aber im ersten Falle der Schäfereiherr Miethlinge in die Kost nimmt, und es sollte sich z. B. durch sterben ein Unglück in der Schäferei ereignen, so hat der Schäfereiherr keinen Schaden davon, sondern ein solcher Unglücksfall trift den Eigenthumsherrn der Schaafe. Belauft sich nun die Zahl des zur Winterung eingestellten Miethviehes über hundert Stück, so verlangen die Schäfer hierauf gewöhnlich immer noch

bei einer Wintereinzählung für die Herrschaft zu ihrer Nachricht eingetragen werden können, damit sie sogleich den Herbstbestand ihrer Schaafe nach allen Sorten in der Kürze und mit einem Blick übersehen könne.

Wintereinzählung von Michaelis 1789.

	Herrschaftlich Vieh	Knechtvieh.	Miethevieh.
Tragende Lammschaafe —	150	26	20
Lammschaafe so verhalten —	30	—	—
Zeitschaafe — — —	80	7	8
Kälber Jährlinge — —	90	9	12
Alte Hämmel — — —	140	10	8
Zeit Hämmel — — —	70	7	6
Hammel Jährlinge — —	52	11	6
Alte Stähre — — —	8	—	—
Zeit Stähre — — —	6	—	—
Stähr Jährlinge — —	4	—	—
S. S. 760 Stük. S.	630	70	60

Die Fortsezung folgt.

Aufruhr in Paris.

Fortsezzung.

Er begab sich deswegen in die Versammlung der Stände, er wollte reden, aber tiefe Wehmuth der Seele erstikte jedes Wort auf seinen Lippen. Indessen waren seine Thränen herzeindringender als je die kräftigste Rede, die ein Staatssekretär niedergeschrieben, und ein König auswendig gelernt hat. Das alles war noch nicht hinreichend, die Bürger von Paris zu beruhigen. Sie verlangten die Gegenwart wo er ihre eben so gerechten als billigen Foderungen in ihrer Mitte unterzeichnen sollte.

Die Hofparthey sezte sich vom neuen gegen dieses Verlangen des Volkes, und erklärte diesen Schritt für gefährlich, und der Majestät unanständig. — Unanständig, da es jezt nur von der Nation abhieng, dem König den Zepter aus den Händen zu nehmen? —

noch gut gesinnten Provinzen zu flüchten, indessen er mit dem Schwert in der Hand die Ordnung wieder herstellen wollte. — Das war wohl der gefährlichste Rath, der dem König gegeben werden konnte, den nur der Sieger bei Bergen, aber nie ein kaltblütiger Staatsmann ertheilen konnte.

Zuverläßig hätte von diesem Augenblik an Ludwig aufgehört König zu seyn, denn man weis mit Gewisheit, und sagt es ohne Scheu, daß, wenn er an dem Tage, wo er nach Paris gieng, einige Stunden länger gezaudert hätte, ihn das Volk des Thrones beraubt, dem Herzog von Orleans die Krone aufgesezt, und den veräbschiedeten König nach dem Vorgebürge der guten Hofnung gebracht haben würde. Hier hätten die besten Gesinnungen der Stände der Wuth des Pöbels nicht steuern können.

Aber eben dieser edle Herzog von Orleans schlug sich hier wieder ins Mittel. Er stellte dem Könige alle gefahrvolle Folgen der Entfernung vor, und suchte ihn auf das nachdrücklichste davon abzubringen.

Indessen blieb die Burgerschaft in Paris unter den Waffen, und gestattete nicht, daß jemand ohne Erlaubniß der Obrigkeit zur Stadt

hin-

hinaus durfte. Diese kluge Vorsicht war nothwendig; denn hätten die Grosen aus der Hauptstadt entweichen können; so würde man nicht so lange gezaudert haben, mit Feuer und Schwerd gegen das Volk loszubrechen.

Die Prinzessin von Lambesc wollte mit all ihrem Gelde, Silbergeschirr und Geschmuk auf eines ihrer Schlösser flüchten. Als sie an die Barriere kam, und man bei der Durchsuchung diese Kostbarkeiten fand, sagte der Hauptmann von der Bürgerwache zu ihr. Madame! ihre Habseligkeiten werden in Paris so sicher seyn als anderwärts. Was ihre Person betrift — wenn wir umkommen sollen; so sterben Sie mit uns. Sind Sie gleich eine Fürstin; so sind Sie doch nur ein Mensch; deswegen kehren Sie nur immer in ihre Wohnung zurück! — Hier halfen keine Vorstellungen; sie mußte umkehren, wenn sie sich nicht noch grösseren Unannehmlichkeiten aussezen wollte. Der König wollte endlich am 16ten Juli nach Paris kommen; aber entweder hielt ihn die Furcht noch zurük, oder seine Seele und sein Körper unterlagen dem Kummer wirklich; genug er lies seine Ankunft unter dem Vorwand absagen: er sey unpäßlich worden. Neue Unruhe unter dem Volke, das neue Verrätherei der Hofcabale befürchtete! — Die entschlossene Bürgerschaft aber faßte den Vorsaz, ihren König, wenn er am

Den ganzen Adel von Paris, Männer und Weiber ohne Unterschied, wollte sie nöthigen, vor der Armee herzumarschieren. Hinter ihnen sollten geladene Kanonen mit brennenden Lunten begleitet, geführt werden, und diesen die Bürgerarmee folgen. Bei dem Abzuge wollte sie drei Electeurs an den König schiken, um ihm zu sagen sein Volk verlange ihn zu sprechen; voran sey der Adel und hinter ihm geladene Kanonen, und er könne, wenn es ihm beliebe, seine Truppen voranrüken lassen. Wäre das leztere geschehen, so würde die Bürgerschaft ein fürchterliches Blutbad mit ihren Kanonen unter dem Adel angerichtet haben. Allein der König kam Freitags den 17ten nach Paris. Er hatte nicht, wie gewöhnlich die Leibgarde bei sich. Die Bürgerschaft empfieng ihn eine halbe Stunde weit vor der Stadt, und umringte seinen Wagen. Ein Heer von mehr als 10,000 Bewafneten begleiteten nun den König. Vor dem Wagen wurden geladene Kanonen hergeführt. Alles rief: es lebe die Nation! und wenn jemand es lebe der König rufen wollte, so wurde ihm Stillschweigen auferlegt. — So gieng der Zug bis zum Stadthause. Hier hoben die Bürger den Monarchen aus der Kutsche und führten ihn durch ein eisernes Gewölbe, das über seinem Kopfe gekreuzte

Bajo-

Bajonetten, Piken und Degen formirten, die Treppe hinauf. Der König war blaß wie eine Leiche, und konnte für Beklemmung nicht reden. Man legte ihm die festgesezten Punkte zur Sicherheit der allgemeinen Freiheit vor, die er schweigend unterzeichnete. Nur diese Paar Worte konnte er mit der sichtbarsten Bewegung hervorbringen mein Volk kann jederzeit auf meine Liebe rechnen. Nachdem alles unterschrieben und in Ordnung gebracht war, überreichte man ihm die Bürgerkokarde. Ehe sie der König auf den Hut stekte, zeigte er sie dem auf dem Plaz de Greve versammleten zahllosen Volke zum Fenster hinaus. Jezt erscholl unter dem Donner der Kanonen aus mehr als 100,000 Hälsen es lebe der König! von einem frohen Händeklatschen begleitet. Der König dankte dem Volke mit gleichem Händeklatschen und als ihn die Kokarde daran verhinderte, nahm er sie in den Mund, um desto herzhafter klatschen zu können. — Er durfte die Liebe des Volkes zu ihm nicht mehr bezweifeln. Die Beweise waren zu deutlich; sie verbannten alle Furcht aus seinem weich geschaffenen Herzen, und erfüllten seine Seele mit einer Heiterkeit, die aus seinen Bliken redete.

Nun wurde er im Triumph wieder zurükgebracht. Zum Zeichen des hergestellten Friedens senkte die Burgermiliz bei seiner Abfahrt

daß der König erbärmlich hungern mußte. Seine Mittagstafel war in St. Clouel, einem Lustschlosse der Königin bereitet; allein das Volk untersagte ihm ausdrüklich dahin zu fahren, und der Monarch mußte gehorchen. Er kam mit leerem Magen erst Abends um 10 Uhr nach Versailles zurük.

Noch in dieser Nacht wurde dem Herrn von Neker ein Kourier mit Depeschen vom Könige und von den Generalstaaten nachgeschickt. Auf der des Königs stand die Addresse; A Monsieur Necker, Ministre d' Etats; auf der Depesche der Staaten aber: A Monsieur Necker, Ministre de la Nation. Welch ein Sieg für diesen grosen Mann! — seine Entfernung hätte dem Könige beinahe den Thron gekostet, und nur seine Zurükberufung konnte ihn befestigen.

Die Folge der Reise des Königs nach Paris, war die Verabschiedung des neuen Ministeriums, und die Exilirung der Prinzen von Conde. Unglaublich und über alle Bewunderung erhaben war das Betragen der Electeurs und Echevins von Paris, die sich nicht die mindeste Unklugheit zu Schulden kommen liessen, die mitten in der größten Unordnung die treflichste Ordnung einzuführen,

und

und, wie wenn die Kriegskunst von je her ihr Studium gewesen wäre, die Stadt gegen jeden feindlichen Ueberfall zu schüzen wusten. Es wurden Kriegslisten ausgeführt, die dem verschlagendsten Partisan Ehre gemacht haben würden. Eine Schaar unbewafneter junger Leute nahm in der Nacht ein Piket Soldaten von 60 Mann, das zwei Kanonen bei sich führte, recht planmäßig zwischen Paris und St. Denys gefangen. Sie brachten nemlich den Soldaten zwei Fäßchen Brandwein, und gaben ihnen unter tausend Freundschaftsversicherung reichlich zu trinken.

Während nun ein Theil dieser Parthey-gänger mit den Soldaten zechte, sang und lärmte, bemächtigte sich der andre in der Stille der Kanonen. Als die Krieger recht betrunken waren, wandten ihnen die jungen Bürger die Gewehre aus den Händen: jeder pakte seinen Mann unter den Arm, und so schleppten sie die wehrlosen Soldaten mit ihren Officieren nach Paris. Der Patriotismus erstrekte sich bis auf die kleinen Kinder. Bei der Eroberung der Bastille sammleten sie die von der Festung herausgeschossenen Kanonen-Kartetschen- und Müsketen-Kugeln mitten im Feuer, und theilten sie unter die Stürmenden aus. Den Tag nachher als der König in Paris gewesen war, frug ein vornehmer Deutscher einen Knaben auf der

... Stirn, maß den Prinzen mit stol- zem Blik von oben bis unten, und antwortete: wie mein Herr? — Nein man hat gerufen: es lebe die Nation!

Sogar in die friedliebende Geistlichkeit fuhr der electrische Funke der Freiheitsliebe. Der Pfarrer von St. Eustache, Beichtvater des Königs, und der Königin, und der von St. Jean de Latran zogen mit ihren Pfarrkindern auf die Wache, um Ordnung unter ihnen zu erhalten. Bürger und Soldaten reichten sich, von dem nemlichen Geiste beseelt, brüderlich die Hände, und alle schienen im größten Tumult Kinder eines Vaters zu seyn.

Die Fortsezung folgt.

* *

Fortsezzung
Von der Winterstallfütterung der Schaafe.

Nun muß man aber auf folgende Voranstalten und Behandlung sein Augenmerk richten, woferne die Winterstallfütterung den Schaafen nicht nachtheilig, sondern vortheilhaft seyn soll.

Er-

Erstens auf einen hellen trocken liegenden Stall, von gehöriger Gröse *), damit die Schaafe nicht so gedrängt auf einander stehen, und der mit hinlänglichen Dampfröhren zur Ableitung der Dünste versehen ist. Nach den verschiednen Sorten mache man auch verschiedne Abtheilungen darinnen, und dazu kan man sich der im Winter ohnedem unbrauchbaren Horden bedienen.

Zweitens. Trächtiges Vieh, Brakvieh, Hämmel, Gelteviehe, ingleichen diejenigen Schaafe, die bereits gelammt haben, werden in besondre Abtheilungen gestellt.

Drittens. Man muß sich durchaus hüten, die Schaafe im Stalle warm zu halten: denn sie können die Kälte, wogegen sie die Natur mit einem Pelz versah, weit besser ertragen als die Hitze, ja eben dieses enge beisammen stehen in Ställen, wo nur wenige Helle hineinfällt, wo die häufigen Dünste der Schaafe und ihres Mistes die Luft so verunreinigen, daß dem der hineintritt, der Athem auf einige Augenblicke benommen und die Augen voll Wasser laufen, verursacht bei den Schaafen den sogenannten Schaafschweis, Pocken, Wassersucht, Husten und andre Krankheiten. Der Landwirth schäme sich ein Sklave des unvernünf-

*) Für 30 Schaafe gehören 10 Ellen ins Geviert Raum.

wie in einen Schwizkasten sperrt, wodurch diese ohnedem zärtliche Thiere in der eingesperrten warmen dunstigen Luft, grobwollig, mattherzig, kränkelnd und zum Tod reif werden müssen. Es ist desto schlimmer, wenn die vorhergehende Herbstweide gut war, und ihnen nun überdies izt nichts als magres Rauchfutter vorgelegt wird, da müssen sie denn abfallen und die Wolle verlieren *).

Wer Schaafe überwintern will, versehe also seinen Stall ja zuvor mit den nöthigen Fenstern und Dunströhren: denn im finstern und bei eingeschloßner Luft gedeihen die Schaafe nicht. Man muß in den ersten Wochen des Winters, und wenn es gegen das Frühjahr zugeht, diese Dunströhren Tag und Nacht offen lassen, und sie nur bei der strengsten Kälte des Nachts einschliesen, bei Tag aber Vormittags

*) Solche elende erbärmliche Schaafe, denen die grobe schmutzige Wolle auf allen Seiten vom Leibe hängt, sehe ich täglich vor meiner Wohnung mit geheimer Empfindung des Widerwillens und Mitleidens vorbeitreiben. Vielleicht daß dieser, in der aufrichtigsten Absicht, meinen geliebten Mitbürgern nüzlich zu werden geschriebne Aufsatz hie und da ein offnes Herz findet.

mittags und Nachmittags ein paar Stunden öfnen. Eine Einrichtung, die jezt überall so häufig angetroffen wird, daß man sich fast wundern muß, wenn man sie doch in manchen Gegenden, die sonst in Nachahmung nüzlicher Dinge nicht die lezten sind, noch nicht findet. Aber theils sind sie ganz unbekannt, theils kennt man sie zwar, aber es ist etwas neues, und unsre Väter — doch auch gescheide Leute — haben nichts davon gewust.

Selbst die Lämmer werden gleich von ihrer Geburt an in solchen luftigen Ställen erzogen, und werden dabei munterer und gesunder als zuvor. Ja man treibt die Schaafe vor und nach der Lammzeit an den strengsten Wintertägen, wenn es nur nicht regnet oder Schnee stöbert, täglich in den Hof, giebt ihnen da ihr Futter in angehängten Raufen, reinigt indessen die Krippen im Stalle, und macht ihnen ihr Abendfutter zurecht.

Drittens unterlasse man nicht, den Schaafen fleissig einzustreuen. Nicht nur vermehrt man dadurch die Quantität des nüzlichsten Mistes, sondern die Schaafe stehen reinlicher und an den Füßen trokner, wärmer. Wer kein Stroh hat, nimmt Laub, Moos, Schilf, nur keine Nadelstreu, als welche sich in die Wolle hängt.

Viertens unterlasse man nicht, den Schaafen auch im Winter öfters Salz zu geben, welches

geben ihnen auch manche Landwirthe eingesäuerten Klee. Zwar bekommen die Schaafe im Winter dürres Futter, und vielen möchte deswegen das Salzgeben im Winter Ueberflus seyn, allein es dient zur Erhaltung ihrer Gesundheit, und als Vorbauungsmittel, das man wenigstens bei Trift-Schaafen nicht weglassen sollte.

Fünftens. Auch im Winter sollen die Schaafe getränkt werden, und zwar täglich einmal an frischem reinem Wasser Mittags: denn wenn die Schaafe keinen Durst haben, saufen sie nicht. Nach dem tränken legt man ihnen ein dürres Futter vor, und bei einer solchen Behandlung kan der Schäfereiherr versichert seyn, daß ihm seine Schaafe gesunder und nuzbarer bleiben, als wenn er sie nach der gewöhnlichen Schäfer Regel Durst leiden läst.

Nun folgen die nöthigen Vorsichtsregeln bei der Fütterung selbst.

Sehr natürlich muß der Herr schon zum voraus für gutes hinlängliches Futter Sorge getragen haben. Denn wenn man jezt den Schaafen nach einer guten Herbstweide Hordung oder Hordenfütterung, magres Futter geben wollte, so würde allerhand Unheil daraus entstehen. Ja manche Landwirthe gehen

mit

mit ihren Schaafen nicht auf einmal vom grünen zum dürren Futter über, sondern geben ihnen beim Anfang der Winterstallfütterung den einen Tag grünes Futter, den andern dürres, und auf eine ähnliche Art verfahren sie im Frühjahre.

War die Sommer- und Herbstweide nas, so muß man izt gar behutsam seyn, anfänglich auftroknendes Futter, z. E. Erbsstroh, Roskastanien füttern, und denjenigen Schaafen, welche Kennzeichen vom faulfressen haben, folgendes Mittel gebrauchen.

Man nimmt auf 2 Schaafe 3 Mezzen Kleie, eine halbe Mezze Salz, eine Handvoll Wermuthknospen und Wachholderbeere, nebst einer Mezze zermahlnen ungebrannten Gyps *). Es wird alles wohl unter einander gemischt,

*) Noch einmal erinnre ich, daß der Gyps ja nicht gebrannt seyn darf, wenn das Vieh nicht erst krank gemacht werden soll. Eine solche Mezze enthält 160 Pariser Cubikzoll, folglich 2 Darmstädter Gescheid und 10 Cubikzoll. Irre ich nicht, so befindet sich ein Gypsbruch zu Niederbeerbach im Amte Darmstadt, wenigstens werden dort Gypssteine gefunden. Wie man nun die Gypssteine probieren müsse, ob sie rechter Art sind, davon s. das histor. ökonomische Wochenblatt d. J. N. VII.

Schaafe im Anfang des faulfressens genug, wenn sie aber schon 6 bis 8 Wochen krank sind und offenbare Kennzeichen des faulfressens von sich geben, so müssen 2 Schaafe diese Portion bekommen, und wenn sie noch länger krank sind, muß man natürlich die Portion verstärken. Um sie aber daran zu gewöhnen, streuet man etwas Hafer darauf, welches aber bald im Anfang der Krankheit noch nicht nöthig ist. Dabei muß man die Krippe mit stumpfen Besen täglich wohl reinigen, weil die aus den Nasen der Schaafen fallende Unreinigkeit sich auf den Boden sezt.

Und nun wieder zu unserm Winterfutter. Das beste Futter kan schädlich werden, wenn bei seiner Aufbewahrung Fehler vorgefallen sind, und dies ist gar kein seltner Fall. Wie indessen das Heu und Stroh oder Getreid aufbewahrt werden müsse, gehört nicht hieher. Nur so viel ist hier noch zu erinnern, daß alles Futter wohl trocken eingebracht seyn müsse, und ein Heu, das von den Stalldünsten verunreinigt worden ist, ist für jede Viehart ungesund, so wenig es auch der große Haufe glauben will, der es gewöhnlich nicht sehr achtet, wenn das Vieh allmählich herabkommt, und eher eine übernatürliche Ursache, eine Verhexung und dergleichen Abgeschmaktheiten annimmt

annimmt, als daß sie auf den Gedanken gerathen sollten, den Grund davon in einer durch ihre Nachlässigkeit verdorbenen Fütterung zu suchen. Nur dann, wenn ein Stük Vieh auf einmal schnell und tödtlich erkrankt, und die Ursache davon sich ihnen aufdringt, sehen sie, was sie zuvor nicht glauben wollten. Was hilft es, sein Vieh noch so reinlich und gut halten, wenn man ihm Futter vorlegt, das auf dem Felde verschlemmt oder im Stalle durch die stinkende Dünste verdorben und angelaufen ist. Wahrhaftig eine Menge Viehkrankheiten entstehen aus solchen Nachlässigkeiten, die man als Kleinigkeiten ansieht, und sie sind in ihren Folgen desto gefährlicher, da das Vieh nicht auf einmal davon zurückfällt, sondern erst nach 2, 3 Jahren die verdorbnen Säfte in eine verheerende Krankheit ausbrechen, wo dann keine Rettung mehr möglich ist. Ich bitte, was haben wir für einen Nutzen, was für eine Absicht, wenn wir Landwirthen jedes Standes auf das dringendste rathen, doch ja hierinnen vorsichtiger zu seyn, einige kleine Ausgaben und Unbequemlichkeiten lieber im ersten Anfange nicht zu achten als durch grosen Schaden zu spät klug zu werden, was für einen Enzweck können wir bei diesem Rathe, den die Erfahrungen aller Gegenden und Zeiten als heilsam anerkennen, haben, als das Wohl des Landmannes, die Blüte der edlen Landwirthschaft die die Völ-

cker

dem großen Gebäude der Nationalglückseligkeit herbeigetragen zu haben.

Demnächst muß der Schäfereiherr auch sein Futter weislich eintheilen: denn der Winter ist nun vor der Thüre, und man weis nicht, wie lange er dauern wird. Wo man also nicht einen ziemlichen Vorrath von Heu und Grummet hat, und man auf den Nachwinter Bedacht nehmen muß, darf man mit dem Heu und Grummetfüttern nicht zu zeitig anfangen, weil sonst die Schaafe verwöhnt werden, und alsdann bei entstehendem Heumangel das Stroh nicht mehr fressen wollen. Allein es verräth dennoch eine solche Sparsamkeit immer sehr viele Unwissenheit und Sorglosigkeit; denn wer einmal Vieh halten will, muß für gutes Futter in hinreichender Menge schon vorher Sorge getragen haben, oder er gebe lieber die Viehzucht gar auf: denn bei einer solchen Hungerleiderfütterung kommt nichts heraus.

Die Fortsezzung folgt.

Aufruhr in Paris.

Fortsezzung.

Wir müssen hier noch einige Umstände nachholen, die vorhin zwar nicht vergessen, aber übergangen worden sind, um den Faden der Haupterzählung nicht zu sehr zu dehnen.

Als Nekers Verbannung in Paris bekannt wurde, begab sich eine förmliche Volksdeputation in das Haus des Herrn Curtuis, um diesen Künstler zu ersuchen, ihr die Büsten des Herzogs von Orleans und des Minister Nekers zu überlassen. Das Volk behieng sie mit Flor, zum Zeichen der Trauer über die Ungnade, in welche diese grosen Männer gefallen waren, trug sie im Triumph durch die Stadt, und schrie, wo die Procession durchzog, mit Ungestüm: Hut ab! um seine tiefe Ehrfurcht auszudrüken. Die Begleitung war zahlreich, und so gieng es von einem Ende

raschement der Stadtwache, und baten es um seinen Schuz. Auf dem Plaz Vandome wurden sie aber von einer Patrouille des Regiments Royal=Allemand angegriffen. Sie vertheidigten sich mit Steinen; allein die Reuter drangen in die Menge des Volks ein, zertrümmerten Nekers Bildnis, und nur das des Herzogs von Orleans, nach welchem ein Dragoner schon einen vergeblichen Hieb geführt hatte, wurde mit Mühe gerettet. Da die Dragoner=Patrouille Feuer auf das Volk gab, rief alles jung und alt; zu den Waffen zu den Waffen! — und das Getümmel zog sich auf den Plaz Ludwig XV, wo der Prinz von Lambesc mit mehreren seiner Dragoner und einigen Husaren der Patrouille zu Hülfe eilte; und die blutige Scene begann, deren wir schon oben erwähnt haben. Bei diesem Handgemenge blieben elf Dragoner und Husaren todt und verwundet auf dem Kampfplaz. Das Volk verlohr natürlich nicht weniger, aber es war stolz auf die Beute und Waffen, die es den erlegten Feinden abnahm, und als die ersten Zeichen des Sieges betrachtete.

Diejenigen Soldaten der französischen Garde, welche sich in den Kasernen noch unter der Aufsicht ihrer Officiere befanden, sprengten hierauf Thür und Thor, und gesellten

stellten sich bewafnet zu ihren Kameraden. So vereinigt begaben sie sich nach dem Lager der Regimenter Royal Allemand und Chateaux-Vieux, und fordert... sie förmlich zum Treffen auf. Die Regimenter aber versagten den Kampf. Der Prinz von Lambesc bedrohte sie deswegen hart, und sogar mit dem Strange allein seine Drohung hatte allgemeine Empörung zur Folge, und der Prinz muste um seiner eigenen Sicherheit willen nach Versailles flüchten.

Der Obriste der französischen Garde Herzog Du Chatelet war nicht minder über sein Corps aufgebracht. Er erhielt deswegen einen anonimischen Brief, dessen Verfasser vermuthlich ein Grenadier war, aus welchem Briefe durchgehends die edelsten und patriotischen Gesinnungen hervorleuchteten.

Als Delaunay und sein Untergouverneur bereits hingerichtet waren, wurden auch die übrigen gefangenen Invaliden auf den Plaz der Greve gebracht, und das Volk verlangte mit lauter Stimme ihr Blut. Aber auf die Vorstellung der französischen Garde, daß diese Leute nur die Befehle ihres verrätherischen Gouverneurs befolgt, und sonst nichts verbrochen hätten, erhielten sie eben so einstimmig Gnade, denn das Volk sah jeden Grenadier dieser Garde für einen Schuzengel an. — Der brave Krieger aber welcher

wissen, um zwei [illegible]
den Enthusiasmus des Pöbels und die Ehrenbezeugungen mit denen man ihn überhäufte, theuer bezahlen. Anstatt für die Heilung seiner Wunden zu sorgen, schleppte man ihn im Triumph in der Stadt herum, und labte ihn so fleisig mit starken Getränken, daß er nach wenigen Tagen an einer Entzündung starb.

Nach der Eroberung der Bastille war die erste Sorge der Stürmer, sie niederzureissen. Sie kletterten auf die Thürme, und warfen die gröβten Steinmassen herunter, die so unzerstörbar waren, daß die Stücke von der ungeheuren Höhe auf das Pflaster ohne die mindeste Beschädigung niederfielen. Der Pöbel gafte und jauchzte von unten hinauf, und befürchtete in seinem Jubel nicht von den herabstürzenden Felsenstüken zerschmettert zu werden.

Das Volk sezte nun alle Gefangene in Freiheit, und bemächtigte sich des Archivs. Schade, daß es in diesem Tumult nicht mit Vorsicht und Ordnung hat können weggebracht werden! Ein Schaz von Nachrichten zur Ergänzung der französischen Geschichte wäre dann gefunden worden; aber in dem blutigen Gewirre riß jeder hinweg, was ihm in die Hände fiel, und vielleicht tausend der

schäz-

schäzbarsten Urkunden sind mit Füssen in den Koth getretten oder auf andre Weise zerstört worden, so daß wir uns von dieser Seite nichts vollständiges zu versprechen haben, ungeachtet der Mühe, die sich die Diplomatiker in Paris noch jezt geben, die zerstreuten Stüke zu sammlen und wieder aneinander zu reihen. Wir werden indessen am gehörigen Orte unsern Lesern alles davon mittheilen, was wir habhaft werden können.

Ein ehrwürdiger Greis, den man für den ehmaligen Grafen von Lorge hielt, war der älteste Bewohner der Bastille, und traute kaum seinen Augen, als er nach 40 langen Jahren das Tageslicht wieder sah; allein seine Geisteskräfte waren so zerrüttet, daß er auch seinen Namen nicht mehr zu nennen wuste. —

Ein anderer, ein Engländer von Geburt, vergas in seligem Gefühl der wiedererlangten Freiheit sogar seinem Wohlthäter zu danken, und, ohne sich um alles, was um ihn her vorgieng zu bekümmern, eilte er nach Calais. Als er an das Ufer des Meeres kam, fiel er auf die Erde, und küßte dankbar den Boden, den er so lange nicht betretten hatte.

Aber fürchterlich war das dumpfe Geheul der Unglücklichen, die unter den Thürmen in Löchern schmachteten. Man konnte ihnen nicht zu Hülfe kommen, weil die Schlüssel-

 träger

gänge zu den unterirdischen Gefängnissen nicht entdeken konnte. Nur wenige wurden gerettet, und die übrigen sind ohnfehlbar des schreklichsten Hungertodes gestorben; denn nach einigen Tagen hörte man keine Stimmen mehr aus der Tiefe. — Wie viele dergleichen schauervolle Anblike werden die demnächst haben, welche, wann das Gebäude ganz geschleift seyn wird, die Ruinen hinwegräumen und diese Gräber der Lebendigen öfnen!

Indessen war die Bürgerschaft in Paris immer wachsam auf alles und traute der Stille nicht, die dem Sturm folgte. Sie that wohl daran; denn es wurden ihr die feinsten Schlingen gelegt. — Ein Kaufmann aus Bourdeaux bot ihr die Summe von 500,000 Livres an, und versprach 6000 Mann Truppen in die Stadt zu führen, wogegen er nichts verlangte, als die Ehre Generalissimus der bürgerlichen Miliz zu werden. Man zog die Sache in Erwägung, fand den Antrag zweideutig, die Ehrenstelle zu theuer bezahlt, und schlos damit, daß man sich für sein patriotisches Erbieten bedankte. Es war sehr klug, einen solchen Antrag abzulehnen, hinter dem zuverläßig eine heimtükische Absicht verborgen war — Das Unternehmen eines Officiers von der königlichen Garde, der sich einfallen

lies,

lies die Bastille wieder wegzunehmen, war eben so verwegen als schlecht überlegt. Er zeigte sich einige Tage nach dem Tumult mit zwei Compagnien vor der Festung. Als ihm aber der kommandirende Bürgeroffizier mit gefälltem Gewehr auf den Leib gieng, zog er sich bestürzt über den Muth seines Gegners eiligst zurük.

Als die Parthey der Aristokraten sah, daß weder List noch Gewalt etwas gegen ein aufgebrachtes, entschlossenes Volk vermogte, entfernten sich die Vornehmsten dieser Parthey, so heimlich als sie nur konnten, in der Nacht nach Versailles. Unter diesen befanden sich; die Herzogin von Polignac, die Prinzen von Lambesc und von Vandemont, der Graf von Vandreuil, der Marschall Broglio, die Herrn Barentin, Villedecul, Berthier, Foulon, Vauguyon und andre mehr. In derselben Nacht rafte auch der Prinz von Conde in Chantilly 200 bewafnete Leute zusammen, und suchte mit diesen, einige Stunden nach Mitternach sein Heil in der Flucht. Die auf Piken gepflanzte Köpfe hatten allgemeines Schreken unter denen verbreitet, die es nicht mit der Nation hielten. Der Sammelplaz sollte in Brüssel seyn. — Alle diese Flüchtlinge nahmen verschiedene Wege, und reisten in verschiedenen Gestalten; die Damen in Mannskleidern, die Männer in Bedienten-Li-

haben. — Der Graf von Artois folgte dem Beispiel der übrigen, und seine Abreise mus sehr übereilt vor sich gegangen seyn? denn er kam in Deutschland mit einem einzigen schwarzen Kleide, fünf Hemder und ohne Geld an. Der Banquier Pottgieser in Coblenz schos ihm noch einige tausend Louisd'or gegen Wechsel vor, um seine Reise nach der Schweiz fortsezen zu können.

Nun ward es in der Hauptstadt wieder ruhig. Es ereignete sich unter andern eine Begebenheit, welche dem Menschenfreunde vielleicht willkommen seyn wird. Die Bürgerpetrouille zog alles ein, was ihr nur irgend verdächtig schien. Sie bemächtigte sich auch eines jungen unschuldigen Mädchens, das ihr in Mannskleidern in die Hände fiel, und schleppten es aufs Rathhaus. Das ist Verrätherei, sagte jeder. Polignac, Thierrey, Vermond, und wie die verhaßten Namen alle heissen, sollten das arme Geschöpf angestellt haben. Schon war man bereit, sie aufzuhängen, als es doch einigen einfiel, sich näher zu erkundigen. Auf die Frage: warum sie denn nicht die Kleidung ihres Geschlechts trage? antwortete sie schluchzend: o meine Herrn! ich weis wohl, daß ich strafbar bin; aber

aber ich hoffte in männlicher Kleidung mehr zu verdienen, um meinen Vater und meine Mutter zu unterstüzen, die in der äusserſten Armuth ſchmachten. Dieſe Erklärung machte Eindruk auf die Verſammlung. Das Mädchen gab den Wohnort ſeiner Eltern an. Man ſchikte hin, und fand das Angeben bis auf den kleinſten Umſtand richtig. Sogleich wurde eine Collecte veranſtaltet, die reichlich ausfiel, und ihr auf der Stelle eingehändigt wurde. Die nemliche Patrouille, die ſie vorher als ein Opfer der Nationalrache eingebracht hatte, führte ſie nun im Triumph, als ein Muſter kindlicher Liebe in die Arme ihrer Eltern zurük.

Die Fortſezzung folgt.

* *

Fortſezzung

Von der Winterſtallfütterung der Schaafe.

Wenn man nun bei einer ſolchen noch ſehr allgemeinen Einrichtung den Anfang mit dem Heu und Grummetfüttern machen müſſe, läſt ſich nicht beſtimmen, denn es hängt vom Futtervorrath ab, den der Herr und ſein Schäfer beſtens einzutheilen ſuchen müſſen, und es bleibt ein für allemal wahr, daß ſich die Schaafe deſto beſſer auswintern, je mehr und beſſe-

und bei Kräften bleiben, bessere Wolle und Lämmer bringen und die darauf gewandte Fütterung durch alle diese Vortheile wieder reichlich bezahlen.

Was nun das Winterfutter der Schaafe selbst anlangt, so besteht dasselbe in Stroh, Laub, Heu, Grummet, Futterpflanzen, Samen u. d. g.

Was das Stroh anlangt, welches man bei den sogenannten Strohschäfereien nur allzuhäufig füttert, so ist den Schaafen als einer bekanten zärtlichen eckeln Viehart nicht jede Sorte Stroh gleich angenehm und gedeihlich.

1) Sömmerungsstroh fressen die Schaafe überhaupts lieber als Stroh von Wintergetreid, und wer es seinen Schaafen füttern kan, ohne sein Rindvieh dadurch zu verkürzen, wird sich wohl rathen. Allein es giebt verschiedne Sommergetreidarten, deren Stroh den Schaafen nicht gleich angenehm ist.

a. Was das Haferstroh anlangt, so gehört dasselbe allerdings unter die weichen Strohsorten, die Schaafe fressen es auch in der That gerne, nur schadet es ihnen nach Aussage der erfahrensten Schäfer bei groser Kälte, und nach anderer Erfahrung sollen die bei warmer Witterung

damit

damit gefütterten Schaafe ihre Wolle verlieren. Unter den verschiednen Hafersorten liefert aber der englische Hafer das beste Stroh, welches die Schaafe besonders lieben. Ja es macht sogar die zur Springzeit damit gefütterten Stähre hitziger.

b. Gerstenstroh anhaltend und ohne Abwechslung gefüttert, pflegt den Schaafen, besonders anbrüchigen, einen abmattenden Durchfall zuzuziehen.

c. Hirsestroh fressen die Schaafe sehr gerne, aber es muß geschnitten werden.

2) Winterungsstroh.

a. Roggenstroh ist besser als Weizenstroh, weil es nicht so hart ist, und in den ausgedroschnen Aehren immer noch einige Körner zurückbleiben. Die Würrbüschel dieses Strohes sind aber besser als das Richtstroh. In Schäfereien, wo man an Winterfutter keinen Mangel hat, pflegt man den Schöpsen und dem Geltevieh dieses Stroh in die Raufen zu legen, damit sie sich die Aehren heraussuchen, dann wird das Stroh weggenommen und izt erst dem Vieh untergestreut.

b. Weizenstroh hat gleiche Wirkung wie Gerstenstroh.

3) Buch-

kranken die Schaafe von dessen Stroh. Da es nun viele Hitze macht, so soll man es nicht länger als bis Lichtmeß füttern, weil es ihnen hernach, wenn die Witterung gelinder wird, nach Erfahrungen schadet.

4) Stroh von Hülsenfrüchten. Dieser giebt es mancherlei. Je mehr Blätter an deren Stroh sind, desto nahrhafter ist es auch, wer nun genug desselben hat, bestimme es blos für seine Schaafe und lasse dem Rindvieh das Sömmerungsstroh.

a. Erbsenstroh ist mager und austroknend. Es ist den Schaafen am dienlichsten als Morgenfutter, wenn sie im Herbst noch auf die Weide gehen und zu Anfang der Winterstallfütterung, besonders wenn man besorgen muß, daß sich die Schaafe auf der Sommerweide mit schädlichen Feuchtigkeiten überladen haben.

b. Wickenstroh fressen die Schaafe nur zu Anfang der Winterfütterung gerne.

c. Linsenstroh ist besonders den Lämmern angenehm und gedeihlich.

d. Bohnenstroh gleichfalls ein gutes Winterfutter.

Wer nun nicht viel Heu vorräthig hat, darf nun freilich so gut es sonst ist, den Anfang

fang der Winterfütterung nicht mit Heu machen, sondern mit Stroh. Erst füttert man das weichste Stroh und läßt das härtere nachfolgen. Man giebt z. B. anfangs Erbsen, Linsen, Wicken und Bohnenstroh, dann Gerstenstroh, endlich Roggen und Weizenstroh. Um mehr Stroh zu erhalten, läßt man von allem zur Einstreu bestimmten Stroh, ehe es zu dieser Absicht gebraucht wird, die Aehren abhauen und füttert sie den Schaafen. Das feinste und weichste Stroh, imgleichen dasjenige welches viele Ackerwinde, Spergel, viersamige und zottige Linse enthält, giebt man den trächtigen Schaafen und dem jungen Vieh. Man muß aber dennoch immer dabei abwechseln und zwar mit Stroh von Getreid und mit Stroh von Hülsenfrüchten, um die Schaafe gesund und bei Appetit zu erhalten. Werden sie nun gar nicht mehr ausgetrieben, so giebt man ihnen des Morgens das schlechteste Stroh, weil sie da am hungrigsten sind, hernach das bessere, weil sie bei umgekehrter Behandlung das erstere nicht mehr fressen würden. So lange sie aber noch ausgetrieben werden, muß man ihnen des Morgens gutes und hinlängliches Futter geben, damit sie nicht krank von der Weide heimkommen. Versäumt man diese Vorsicht und füttert man den Mutterschaafen und jungem Vieh schlechtes Stroh, so kommt man nimmermehr zu einer guten Zucht.

dann die Spitzen und Aehren ab, reissen vieles heraus und tretten es in den Mist, wo es zwar nicht verlohren ist, aber doch weder den Schaafen noch dem Herrn in der Fütterung nüzt. Die wenigen Körner, welche noch in den Aehren stecken, gehen auch auf eben die Art verloren. Diesem Uebel kan man gar wohl vorbeugen, wenn man die Rauffen auf ordentliche Krippen seze: denn die Aehren und ausfallenden Körner gehen auf diese Weise für die Schaafe nicht verlohren, indem sie in diese Hürdentröge, wie dergleichen Krippen an einigen Orten heissen, fallen. Diese Krippen soll der Schäfer alle Tage mit einem stumpfen Besen reinigen lassen. In diese Krippe schüttet man auch das mit schicklichen bereits angegebnen Zusätzen vermischte Salz, besonders aber das Strohhechsel, denn diese Hechselfütterung kan den Schäfern nicht genug empfohlen werden. Sie ist nicht nur sehr ökonomisch, indem man nur die Hälfte des sonst nöthigen Stroh Quantums braucht, sondern das Vieh frist alles rein auf, es kommt ihm also ganz zu gute, und diese Stroherspärnis ist in großen Wirthschaften, wo man das Stroh für das übrige Vieh nöthig hat, keine Kleinigkeit. Ja diese Hechselfütterung gewährt noch den Vortheil, daß man allerhand nahrhafte Zusätze, eingesäuerten Klee, zer-

stoßne

stoßne Möhren, Rüben, Kartoffeln, Roskastanien, Heusaamen, Heuhechsel, Erdäpfel, beimischen kan, wodurch die Hechselfütterung selbst nahrhafter und gesünder wird. Auch Spreu von Getreid und Hülsenfrüchten kan man darunter mischen, nur keine Gerstenspreu, welche die Schaafe nicht fressen.

Jene bereits angegebene Fütterungszusätze sind aber im Anfang nöthig, weil das Hechsel den Schaafen zuerst ein ungewöhntes kitzeln im Halse verursacht.

Die Fütterungsmethode selbst aber ist gewöhnlich folgende: Des Morgens ehe die Schaafe ausgetrieben werden, denn hier ist noch von Triftschaafen die Rede, bekommen sie im Stalle ein gutes futterreiches Stroh. So wenig es nun rathsam ist, verschwenderisch mit dem Rauchfutter umzugehen, weil der Mangel daran bei lang daurenden Wintern großen Schaden bringen kan, eben so unklug handelt der Schäfereiherr, der aus sehr übel angebrachter Sparsamkeit seinen Schaafen des Morgens im Winter vor dem ausstreuen gar nichts füttert, oder weniges, auch wohl nur magres Stroh vorlegt: denn wenn sie nun nüchtern und hungrig auf das Feld getrieben werden, wo oft Saat und Gras noch nicht abgetrocknet sind, und sie kehren dann wieder in ihren Schwitzkasten zurük, so werden sie faul und wassersüchtig. Kommen sie des Abends

nach

tiefen Schnees, Glatteises oder anhaltenden Regens gar nicht mehr ausgetrieben werden können, so müssen sie nun auch des Mittags gefüttert werden, folglich in allem drei Futter erhalten. Allein es ist immer besser von dieser Gewonheit abzugehen, und seine Futter — so wie die Triftschaafe, wenn leztere gar nicht mehr ins Feld können, des Tags öfters und etwa fünf bis sechsmal zu füttern: denn alles Vieh gedeihet besser, wenn es sein Futter in öftern geringern Portionen erhält. Das gröbste Futter bekommt der Hammelknecht, weil die Schöpse im Nothfall mit etwas geringerm Futter vorlieb nehmen können. Wer seine Schöpse aber freilich so füttern kan, daß sie das auf der guten Sommerweide angesezte Fett und Fleisch auch im Winter nicht verlieren, der kan seine fetten Schöpse ohne eine besondre Mastung anzustellen, wenn er nicht will, von Weihnachten bis Ostern hin um $\frac{1}{3}$ höher verkaufen als vor dieser Zeit, wo sie wohlfeil sind, weil man sie allenthalben kaufen kan.

Die Fortsezung folgt.

Aufruhr in Paris.

Fortsezzung.

Eine Menge Soldaten von allen Regimentern waren indessen zu der Bürgerarmee übergegangen. Der König lies deswegen folgendes Schreiben an den Marquis de la Fayette, der zum General der Bürgerarmee erwählt worden war, ergehen:

„Mein Herr! man hat mir hinterbracht, daß eine beträchtliche Anzahl Soldaten verschiedener meiner Regimenter ihre Fahnen verlassen, und sich an die Miliz in Paris angeschlossen haben, ich erlaube Ihnen, sie alle zu behalten, es sey denn, daß einer oder mehrere sich freiwillig wieder bei ihren Regimentern einfinden wollten, wo sie keine Straffe zu befürchten haben sollen, wenn sie nur ein Billet von Ihnen, mein Herr! mitbringen.

„Was die französische Garde anlanget, so kann dieselbe ungehindert unter der Bürger

ger

nöthigen Maasregeln wird ergriffen haben."

„Die vier Compagnien, welche hier zu meiner Wache sind, werden indessen ihren Dienst fortthun, und ich werde für sie sorgen.

Dieser Brief zeigt eine sonderbare Umstimmung des französischen Staats-Uhrwerks. Die nemlichen Soldaten, die man vor einigen Wochen versammlete, um das Blut des Volkes zu vergiessen, erhalten jezt freie Erlaubnis, zu ihm überzugehen, und der König selbst will die Ueberläufer besolden. — Der ganze Brief ist im Grunde ein Schattenspiel an der Wand.

Noch war der Durst des Pöbels nach Blute nicht gestillt. Foulon ward ein neues Opfer seiner Rache. Dieser unersättliche Wucherer hatte selbst die Nachricht ausgestreuet, er sey gestorben, um das Volk zu hintergehen, das auf ihn lauerte, während er sich in einer Eisgrube verstekt hielt. Einer seiner Bedienten starb wirklich, und wurde begraben, wie man einen Mann von unermäßlichem Vermögen, wie Foulon war, begräbt. Anfänglich glaubte das Publikum in Paris an die Maskerade; aber Foulon wurde entdekt, und fünf Stunden von Paris, auf dem

dem Wege nach Fontainebleau in dem Dorfe Viry festgehalten.

Seine Gefangennehmung war schon um fünf Uhr frühe in Paris bekannt, und um zehn Uhr ward er nach der Stadt gebracht. Er hatte sich verlauten lassen: seine Pferde lebten von Heu, und die Bauern könnten also gar füglich Gras fressen. — Genug, um ein schon gährendes Volk aufs äusserste zu treiben. — Man band ihm deswegen ein Gebund Heu auf den Rüken, stekte ihm einen Strauß von Disteln auf die Brust, und so ward er auf das Stadthauß gebracht. Die Versammlung wollte ihm förmlich den Proceß machen, und gab sich alle Mühe, das aufgebrachte Volk zu besänftigen; aber sogar die Beredsamkeit des Herrn Bailly, der so oft Eingang in die Herzen der unruhigen Köpfe fand, war diesesmal kraftlos. Immer grösser wurde die Volksmenge auf dem Plaz de Greve, immer stärker das Geschrei hängt ihn auf! hängt ihn auf! — Foulon schien bei allem dem gelassen. Einer von seiner Wache frug ihn: Sie sind so ruhig, mein Herr, sie sind gewis unschuldig? Foulon antwortete kaltblütig: nur der Verbrecher kann zittern. — Gegen fünf Uhr nach Mittag glaubte die Rathsversammlung den Zeitpunkt gefunden zu haben, den Unglücklichen aus den Händen des ergrimmten Pöbels zu retten. Sie stellte

 dem

Geheimnisse von ihm herauszubringen, und gab einer Abtheilung Bürger-Miliz Befehl, ihn wegzubringen. Aber mit Furienwuth stürzte das Volk durch die Schildwachen in den Versammlungssaal, bemächtigte sich seines Schlachtopfers, mitten unter seinen erwählten Richtern, schleppten den verhaßten Foulon unter einen Laternenpfahl, und hängten ihn ohne weitere Umstände auf. Der Strik brach; aber tausend Hände waren beschäftiger, ihn wieder zusammen zu knüpfen, und den Gegenstand ihrer Wuth zu erdrosseln. — Man schnitt ihm den Kopf ab, stopfte ihm eine handvoll Heu in den Mund, stekte ihn wie gewöhnlich auf eine Pike, und schleifte den Rumpf durch die Stadt. Etliche und vierzig Louisd'or und zwei goldene Uhren fielen aus seinen Beinkleidern; aber niemand wollte sie aufheben. — Die Straffe seiner Schandthaten ruhete auf diesem Bösewicht, den wir hier unsern Lesern näher bekannt machen wollen.

Er war der Sohn eines Oberamtmanns in Saumür. Seine Eltern bestimmten ihn schon in seiner ersten Jugend zum Rechtsgelehrten, aber seine Lebhaftigkeit, seine überspannte Einbildungskraft, sein Ehrgeiz, und besonders sein unersättlicher Durst nach Reich-

thümern

thümern, seine verdorbenen Sitten, machten ihn zum Amte seines rechtschaffenen Vaters ganz untüchtig. Er entsagte dem Stande dem man ihm gewidmet hatte, schlich sich bei Hofe ein, und betratt bald eine andere Laufbahn.

Die Regierung Ludwigs XV zeignete sich besonders durch Männer aus, die unter dem Schein der Finanzoperation den Staat aussaugten, um selbst desto mehr schwelgen und sich bereichern zu können. — Zu diesen gesellte sich Foulon, lernte von ihnen Kunstgriffe, Hartherzigkeit und Spizbüberei, so daß er im Jahr 1756, als der merkwürdige siebenjährige Krieg ausbrach, dem Amte eines Proviantkommissairs mit aller Würde vorstehen konnte.

Nun war Foulon in seinem Elemente. Er scharrte unermeßlichen Reichthum zusammen, und lies die Truppen die er versorgen sollte, verhungern.

Sein Andenken wird in Deutschland nie verlöschen. Es ist bekannt, wie unglimpflich damals die Franzosen in Hessen hauseten, und wo Foulon Intendant war, nahmen die Erpressungen kein Ende. Hätte dieser häßliche Mensch auch nicht sonst sein endliches Schiksal hundertfach verdient, so muste sein Betragen in Hanau schon um bildlich zu reden,

 die

und da sie unmöglich geleistet werden konnte, sperrte er 93 Personen von der Regierung, vom Adel, vom Magistrat und vom Bürgerstande in ein einziges Zimmer, gab ihnen weder zu essen noch zu trinken, und an den Schlaf durften sie eben so wenig denken, weil sie kaum Plaz zum Stehen hatten. So musten diese Märtyrer drei Tage harren, und am dritten Tage fügte Foulon seiner Grausamkeit noch die härteste hinzu. Er stellte Schildwachen vor die Thüre, welche niemand im Drang natürlicher Bedürfnisse hinauslassen durften. – So handeln nicht Wilde gegen ihre Feinde, und das that Foulon, kein Christ; aber doch ein Franzose! Wasser und Brod sogar wurde den Gefangenen verweigert, und als die Regierungsräthe von Günderode und von Hugo nebst einigen andern Vornehmen sich darüber beschwerten, ertheilte ihnen der Barbar die Antwort: für diesen Abend wolle er ihnen zwar Wasser und Brod bewilligen, aber ferner mögten sie auf solche Gefälligkeiten keinen Anspruch mehr machen.

Foulons Habsucht war, troz dem unermeßlichen Vermögen, das er erwuchert hatte, noch eben so wenig befriedigt, als sein Ehrgeiz. Er hatte nichts geringeres im Sinne, als den grosen Neker zu stürzen, und sich in

seinen

seinen Posten zu schwingen; er war der Urheber des schändlichen Plans, daß der Staat Bankerot spielen sollte; er war der Mann, der immer den Wahlspruch im Munde führte: man müsse das Volk mit einem eisernen Zepter regieren, er war es, der dem Marschall den unseligen Anschlgg gab, Paris mit Feuer und Schwerd zu verheeren und er war es dessen Kopf zulezt zur Schau umhergetragen wurde.

Berthier, der ehemalige Intendant von Paris, war zu einem noch traurigern Schiksal aufgehoben.

Tausend Beschuldigungen hatten ihn der Nation verhaßt gemacht. Er hatte dem Hofe geschmeichelt und seine Absichten unterstüzt. Man hatte seine Brieftasche aufgefangen, und daraus ersehen, wie sehr er mit der Verschwörung gegen die Pariser Bürgerschaft verwikelt war. Er wollte 8000 Kanonenpatronen unter der Hand austheilen, hatte eine Menge Flintenkugeln giesen, und über dieses die unreife Frucht in dem Bezirke der Hauptstadt abmähen lassen, um einen Vorwand zur Annäherung der Truppen zu haben, denn das Lager von St. Denys stand unter seiner Aufsicht, und um die Einwohner von Paris durch Vertheurung der Früchte zu zwingen. — Alles das war schon von ihm bekannt, da ihn in Compiegne ein Handwerksbursche erkennte

verachtete jede Bestechung. Berthier, wurde durch ein starkes Commando abgeholt: der Zulauf von Menschen, die ihn sehen wollten, war unbeschreiblich. Man schlug den Himmel des Wagens zurük, um ihn besser sehen zu können, und wo er durch ein Dorf gebracht wurde, muste er aussteigen, und sich den Rache glühenden Bliken der Menge zur Schau darstellen. Seine Bedekung war bis auf 500 bewafnete Reuter angewachsen. Zu diesen gesellten sich Soldaten und Bürger. Vor dem Zuge marschierten Trommeln, Pfeifen und Fahnen, und so wurde er wie im Triumph durch Paris nach dem Stadthause gebracht.

Berthier dachte nicht, daß der schmählichste Tod auf ihn warte, und blieb gefaßt; Aber Entsezen ergriff seine Seele, als man ihm Foulons, seines leiblichen Schwiegervaters noch blutenden Kopf hinreichte. Demnach antwortete er mit Herzhaftigkeit, als die Electeurs und Echevins ihn seines Betragens und seiner Absichten wegen zur Rede stellten ich habe, sagte er, höheren Befehlen Folge geleistet; sie haben meine Papiere in Händen, und sind daher so gut als ich selbst von allem unterrichtet. Man wollte noch weiter in ihn dringen, obgleich in seinem kurzen Bekenntnis

nis alles enthalten war, was man ihn immer beschuldigen konnte; aber er erwiederte: ich bin sehr ermüdet, denn ich habe seit acht und vierzig Stunden kein Auge zugethan; lassen Sie mich an einen Ort bringen, wo ich ein wenig ausruhen kann.

Die Versammlung beschlos, ihn in das Kloster St. Germain in gefängliche Verwahrung bringen zu lassen, und Berthier war damit zufrieden. Aber der rasende Pöbel, an dessen Hände Foulons Blut noch rauchte, erhob ein fürchterliches Mordgeschrei, das selbst die Richter schrekte. Bailly wagte es abermals mit seiner überzeugenden Berrdsamkeit dem Volke die Nothwendigkeit vorzustellen, diesen Gefangenen noch zu erhalten und ins Gefängnis zu bringen. Ein neues Geschrei kündigte die blutdürstige Stimmung des Volkes an, das den Gegenstand seiner Rache vor sich sah, und nicht mehr gebändigt werden konnte. Endlich erschien Berthier von der Wache umringt, die ihn fortführen sollte, aber nicht gegen die Wuth der Eumeniden schüzen konnte, die nach seinem Blute lechzten. Umsonst rieß Berthier einem seiner Wachen den Degen aus der Hand, und sezte sich zur Wehre, da ihn seine Henker ergreifen wollten. Zehntausend Arme fielen über ihn her, und in wenigen Minuten war sein Kopf vom Körper getrennt.

Die Fortsezzung folgt.

Auch bekommt man auf solche Art weit grösseres Hammelvieh, daß schon deshalb den Fleischern auch im Sommer dergleichen Schöpse viel theurer bezahlt werden, damit sie ihre Kunden mit desto grössern Hammelsbraten versehen können. Wo nun Stroh und Heu jedes besonders gefüttert wird, wird wie schon erinnert, in Ansehung der Zeit nicht auf einerlei Art verfahren, indem einige das Heu erst um Weihnachten oder wohl gar erst gegen die Lammzeit füttern. Allein es ist immer rathsamer, den Schaafen gleich anfangs bei der Einstallung täglich des Abends Heu zu geben, des Mittags und Morgens aber Stroh, und daß man damit bis gegen die Lammzeit fortfahre. Insbesondre gilt dieses von den eingewinterten Lämmern und trächtigen Mutterschaafen: denn diese Hauptregel mag sich jeder Landwirth wohl merken, daß er seiner Mutterschaafe und des jungen Viehes wohl warte, weil er ohne diese Aufmerksamkeit niemals zu einer guten Schaaf-Race kommen kan, und es muß jedem in die Augen fallen, was aus seinen Lämmern werden wird, wenn die Mutterschaafe magres Rauchfutter

bekom-

bekommen, und alsdann ihren Jungen nur schlechte Milch geben können. Ja eben diese gar schlechte Fütterung macht, daß alsdann in der Lammzeit oft das Lamm mit der Mutter drauf geht. Wenn es daher gegen Weihnachten zugeht, muß man schlechterdings den Mutterschaafen und den eingewinterten Lämmern täglich Abends wieder Heu geben, damit bis gegen die Lammzeit fortfahren, in lezterer aber den Mutterschaafen lauter gutes Heu füttern.

Erhalten nun die Schaafe vom Anfange der Winterstallfütterung an nichts als Stroh, so fallen sie gar sehr ab, und wenn die große Kälte um Weihnachten angeht, nimmt ohnedem jede Viehart auch beim besten Futter nicht recht zu, hat man aber sein Vieh gleich anfangs gut bei Leib erhalten, so wird das Lamm im Mutterleibe größer, es wird stärker zur Welt kommen, und das nicht durch bloße Strohfütterung von Kräften gekommne Mutterschaaf wird auch beim säugen besser bestehen. Man weiß ja allenthalben aus Erfahrung, daß bei einmal herunter gekommnen Säugschaafen sogar der während und nach der Lammzeit gegebne Hafer nicht mehr anschlagen will, ja er wird vielmals umsonst gegeben, weil man mit dieser Haferfütterung in ganz grosen Schäfereien nicht lange genug anhalten kann, so daß endlich doch noch Mutter

und

Genuß auf der Weide zurückhält, und es ist weit leichter Schaafe bei schon vorhandnen Kräften zu erhalten, als sie, wenn sie einmal heruntergekommen sind, in der nöthigen Zeit wieder aufzufüttern. Denn Strohfütterung, man maskire sie wie man will, bleibt doch immer nur Strohfütterung, und man wird bei ihr allein nie zu grosen, starken, fein- und langwolligen Schaafen kommen. Ist noch überdies eine fette Sommer- und Herbstweide vorangegangen, so wird sich der Tod desto früher unter den Schaafen melden. Natürlich muß auch bei einer solchen Behandlung das Vieh klein, schwächlich und kurzlebig bleiben, und man wird von Stroh-Schaafen nie eine andre Wolle erhalten als kurze spröde Wolle. Und hieran ist theils die Unwissenheit der Landwirthe selbst Schuld, theils ihr Unvermögen sich zu Ausführung der besten Kenntnisse zu determiniren.

In jeder Landwirthschaft ist die Verbesserung des natürlichen Wiesenstandes die Hauptsache. Mit dieser Sorge muß noch der Anbau der besten Futtergewächse verbunden werden: denn ohne Vermehrung und Verbesserung des Futterstandes ist keine Veredlung des Viehstandes, so lange aber dieser nicht vermehrt und verbessert werden kan, auch

schlech-

schlechterdings keine Verbesserung der Landwirthschaft möglich. So verstehen sich auch wenige Landwirthe auf Bilanz-Rechnungen, und viele Schäfereiherrn stehen in dem Wahne, daß ein einziges gutes Jahr 3 und mehr unglückliche in der Schäferei vollkommen vergütige. Dieses ist aber mit Erlaubnis dieser Herrn gesprochen, ein großer Irrthum: denn wenn sie durch schlechte Winterfütterung einen Theil ihrer Heerde verlieren, so kommt nicht blos der Verlust an todten Schaafen und die Ausgaben, welche zur Anschaffung neuen Viehes nöthig sind, in Betrachtung, sondern man kommt um seine gute Race, dergleichen man auch durch Ankauf nicht leicht wieder erhalten kan.

Ein andres Futter ist das Laub. Das beste Schaaflaub liefern der Faulbaum, die Ulme, Acacie, Erle, Linden, Ahorn, Pappeln, Weiden. Geringeres: Birnbaum, Esche, Espe, Birke, Hagenbuche. Das von Eichen und Rothbuchen sollte man gar nicht füttern.

Alles Laub das man den Schaafen füttern will, muß weder von Honigthau verdorben noch durch Insektenbrut verunreinigt seyn. Man hauet die Zweige ehe das Laub gelb und vom Reif getroffen wird, ab, läst es ein wenig welken, und macht alsdann Bündel daraus, die man für den Winter aufhebt. Damit

Bäumen besetzen und sie in Köpfschläge einzutheilen. Indessen ist diese Laubfütterung immer nur ein mäßiges Surrogat des Heues, wer sie als Hauptsache ansieht und den Schaafen deswegen am Heu abbricht, wird seine Sterbeliste bald zunehmen sehen. Was hilft alsdann das starke einzählen zur Winterung, wenn das auszählen im Frühjahr desto geringer ausfällt.

Das dritte Fütterungs-Materiale ist das Grasheu. Diejenigen Wiesen, welche an der See liegen und von deren salziger Fluth von Zeit zu Zeit überschwemmt werden, liefern ein sehr gutes Gras für die Schaafe. Allein mitten im festen Lande hat man keine solche Salzwiesen, wir haben sie auch nicht nöthig, und es steht nur bei uns, uns ein Gras zu verschaffen das jenes noch an Güte übertrift. Ich verstehe das Heu von Kunstwiesen, d. i. von Feldern die man mit den besten Gräsern für die Schaafe anbaut, dergleichen das Honiggras, der Schaafschwingel, die weiche Trespe, der Queckentresp, Goldhafer und Silberboksbart sind. Wenn man diese Gräser für die Schaafe zu Heu machen will, so haut man sie vor ihrer völligen Reife, führt das Heu noch etwas grün ein und bestreuet es beim bansen Schicht vor Schicht mit Salz.

Wo

Wo man nun noch keine solche Kunstwiesen hat, muß man wenigstens vor seine Schaafe die hochliegenden troknen Wiesen, welche feines Gras mit feinem Klee untermischt, bringen, aussuchen, das Gras nicht völlig ausblühen lassen, mähen, und dann auf die beste Weise zu Heu machen, und dieses Heu gleich sortiren und bestens aufbewahren, wovon bereits im vorhergehenden die Rede war.

Keine Herrschaft halte es sich für eine Schande oder Erniedrigung, ihrem Gesinde bei der Fütterung selbst oftmals genau nachzusehen, um nicht zu spät die traurigen Folgen einer solchen unterlassenen Aufsicht zu erfahren. Saures, grobes, verschlemtes, schilfiges Heu, angelaufnes durch die Stalldünste verunreinigtes Futter muß man keinem Vieh füttern. Es frißt es auch nicht, ausser es würde von Hunger dazu gezwungen, oder das Heu wäre, welches noch schlimmer ist, nicht so ganz verdorben, daß das Vieh noch einigen Appetit dazu hat, und dann kan man sich die Folgen davon leicht vorstellen. Sollte man ja kein andres als solches schlechtes Heu haben, so füttere man lieber seinen Schaafen gutes Stroh. Man behält auf diese Art wenigstens seine Schaafe, obgleich nicht im fetten Zustande, welches aber doch immer besser ist, als seine ganze Heerde zu verlieren.

Sind unter den Rauffen Krippen angebracht, so ist man desto sichrer, daß kein Heu

in

zuheben und den Schäfern [illegible] Uebrigens läßt sich ein bestimmtes Quantum Heu für den ganzen Winter nicht angeben, da man seine Dauer nicht kennt, nur so viel kan man bestimmen, daß für ein Schaaf täglich 2 Pfund Heu nebst anderm futterreichen Strohfutter zu rechnen ist. Auf manchen Gütern bekommt der Schäfer auf 100 Schaafe 70, 80, 100 Centner Heu ohne das Grummet und Stroh, und dennoch bekommen die Schaafe immer knapp genug Heu, weil man keine gute Eintheilung macht, weil man bei diesem Quantum bleibt, ohne auf die abänderliche Länge des Winters zu sehen, und weil die Schäfer Heu veruntreuen, weil man endlich immer lieber viele Schaafe schlecht als wenige gut auswintern will. Daher kommt es denn, daß manches Schaaf krepiren muß, das bei hinlänglichem guten Futter hätte erhalten, oder wenigstens unter das Brakvieh aufgestellt und verkauft werden können.

Der Beschlus folgt.

Aufruhr in Paris.

Fortsezzung.

Weit über alle Begriffe gieng bei dieser Gelegenheit die Grausamkeit des Pöbels, denn es wäre Sünde solchen mordsüchtigen Ungeheuren noch den Namen: Volk beizulegen. Einer aus der Mitte dieser Unsinnigen, (es sey nun wahr oder nicht, daß Berthier den Vater des Dragoners, der die schändliche That ausübte, erstochen hatte) genug dieser Unmensch schnitt dem halbentseelten Berthier das Herz aus dem Leibe, und brachte es warm und noch in der ganzen Fibration mit Blut besudelten Fäusten im Triumph auf das Rathhaus, stekte es sodann auf seinen Dragonersäbel und trug es zur Schau in der Stadt umher, mit einem wilden Geschrei: das ist das Herz des Tyrannen. Sogar in einem Kaffeehause in der Straße Saint-Honore zeigte er seine gräßliche Beute. Einen

der finstersten Nacht aus.

Wir haben nun eine ziemliche Anzahl Er- mordeter, dann hingerichtet kann man die Menschen nicht nennen, die ohne Verhör ohne ihnen die mindeste Rechtfertigung zu ge- statten, dem Pöbel in die Hände fielen, und mit Cannibalen-Blutdurst von ihm gewürgt wurden.

Der Prinz von Montbarry, ehemaliger Kriegsminister lief die größte Gefahr, einem ähnlichen Schiksal am Tage der Bestürmung der Bastille zu unterliegen. Sein Wagen wurde von dem Pöbel angehalten. Als die- ser das blaue Band erblikte, erhub sich ein allgemeines Geschrei: ein Aristokrat, ein Feind des Vaterlandes, er mus sterben! er muste aussteigen; aber seine zitternde Gemahlin, die bei ihm war, brachte es durch ihr trostloses flehentliches Bitten und ihre Thränen dahin, daß er wieder einsteigen durfte. Sie wurden beide nach dem Stadthause gebracht. Bei ihrer Ankunft hatte dieses verehrungswürdige Paar den greulichen Anblik der verstümmel- ten Körper des Prevot der Kaufleute, Mar- quis von Flesseles, des Gouverneur Delau- nay und anderer auszuhalten. Hier muste der Prinz wieder aussteigen. Der Kom- mandant der Bürgermil:z, Marquis de la Salle, kam ihm auf der Treppe des Stadt-

hauses

hauses entgegen, und frug mit theilnehmendem Ausdruk auf der Stirne: worin sein Verbrechen bestehe? aber die Seele des Prinzen war so tief erschüttert, daß er kein Wort hervorbringen konnte. La Salle suchte ihn gegen die erbitterte Menge zu rechtfertigen; allein seine Mühe würde gewis umsonst gewesen, und Montbarry ein Opfer der Volkswuth worden seyn, wenn der Prinz nicht seine Besinnungskraft wieder erhalten hätte. Er redete das Volk selbst an — „Meine Mitbürger sagte er, denn ich bin stolz darauf, der eurige zu seyn, mich wollter ihr zum Opfer eurer Rache machen, mich, der ich in meinem Sohne, dem Prinzen St. Maurion, die heutige Revolution gegründet, mich, der ich ihm diese hohen Gesinnungen eingeflösset habe? — Wisset ihr nicht mehr, daß er es war, der sich in der Versammlung des Adels der Franche Comte für das allgemeine Wohl so ausgezeichnet verwendete? Ist das mein Lohn? denn ich weis mich keines Verbrechens schuldig, und dieses Betragen meines Sohnes kann ja in euren Augen nicht strafbar seyn. Oder sind es vielleicht diese Ehrenzeichen, die euch aufbringen?“ der Prinz riß das blaue Band ab, und indem er es dem oben bemerkten Grenadir der französischen Garde reichte, fuhr er fort: „ich gebe es mit Freuden diesem braven Manne, der es mehr verdient hat als ich.“ Diese Anrede,

 die

gebrachten Gemüther wurden so sehr dadurch besänftigt, daß das Volk laut und einstimmig rief: Es lebe der Prinz von Montbarry!

Der Herzogin von Polignac und ihrer ganzen Familie würde es gewis nicht so gut gegangen seyn. Sie flüchtete glücklich bis nach Sans. Hier wurde ihr Reisewagen umringt, und die Reisenden auf das schärfste ausgefragt. Die Damen zitterten an Arm und Beinen; aber die Geistesgegenwart des Abbé von Bolivierel, der von der Gesellschaft war, streuete den Examinatoren Sand in die Augen, und rettete die sonst verlohrne Polignac. Wir bringen gute Nachricht, rief er mit der ganzen Miene der Wahrheit, Neker ist zurükberufen, die neuen Minister sind weggejagt, die Armee fortgeschikt, und das Canaillepak, die Polignacs, hat die Flucht ergriffen. — Das Volk war ausser sich für Freude über diese Nachrichten, begleitete die Reisenden noch eine gute Streke, und lies sich die angenehme Botschaft noch oft von dem Abbé wiederholen. (manche wollen behaupten, es sey der berüchtigte Abbé Vermont gewesen, der sich nur einen falschen Namen gegeben habe. Unwahrscheinlich ist diese Sache nicht, da man seitdem nichts mehr von ihm hört.) Auf dem Rükwege aber fan-

den

den die Betrogenen Begleiter einen Brief, den vermuthlich ein Bedienter entweder in der Angst verlohren, oder mit Vorsaz weggeworfen hatte. Die Aufschrift war an den Hausmeister des Herrn von Polignac, und aus dem Inhalt wurden sie zu spät inne, welch ein Fang ihnen entwischt war, das nachsezen half auch nichts, denn die Louisd'ors der Herzogin hatten der Peitsche des Postillions eine so unwiderstehliche Kraft mitgetheilt, daß die Pferde wie die Gespenster davon liefen.

Wie allgemein die Herzogin von Polignac gehaßt war, zeigt eine Schmähschrift, die kurz nach ihrer Entweichung im Pariser Publikum erschien, und voll von Kennzeichen des allgemeinen Hasses gegen diese Dame ist.

Inzwischen versammleten sich die vornehmsten französischen Flüchtlinge in Brüssel, Neker hatte den nemlichen Weg genommen, war aber bei der Ankunft des Couriers des Herrn St. Leon, der ihm mit dem schmeichelhaftesten Zurükruf des Königs und der Nationalversammlung nacheilte, schon von dort abgereist. Die Gesellschaft behagte ihm vermuthlich keinesweges, die ohnehin in Brabant nicht die beste Aufnahme erhielt. St. Leon folgte dem Minister auf dem Fusse über Frankfurt nach der Schweiz, und holte ihn in Genf ein.

Schreiben des Königs.

„Man hat mich auf ihre Rechnung hintergangen; man hat meiner Denkungsart Gewalt angethan. Endlich ward es hell vor meinen Augen. Kommen Sie — kommen Sie zurük mein Herr! Tretten Sie wieder in ihre alten Rechte, die Sie auf mein Vertrauen hatten, und das Sie sich nun auf ewig erworben haben — Sie kennen mein Herz, Ich erwarte Sie mit meinem ganzen Volke, dessen ungeduldiges Sehnen nach Ihnen ich aufrichtig theile — Schließlich bitte ich Gott daß er Sie mein Herr, bis zu Ihrer Widerkunft in seiner heiligen Obhut erhalte.“

Luwdig.

Antwort des Herrn Nekers aus Genf vom 23. July.

Sire!

„In diesem Augenblik erhalte ich das Schreiben, mit welchem Eure Majestät mich zu begnadigen geruht hat. Es fehlen mir Worte um die Rührung auszudrüken, mit welcher Ihre zurükkehrende Huld, mein Herz erfüllt, die meine ganze Seele immer mehr mit dem Grundsaz durchdringt, welchem ich von

von je her treu geblieben bin, nemlich in Eurer Majestät allezeit den gerechten Fürsten, den ehrlichen Mann, der nicht anders als zum Wohl der Nation handeln kann, wenn er durch sich selbst handelt, von dem mächtigen Monarchen, der sie beherrscht, abzusondern, und der so leicht Gefahr läuft, grade das Gegentheil von dem zu thun, was er gern wollte."

„Sire! ich weile nicht länger als um meine Thränen abzutroknen, die mir beim Lesen Ihres Briefs über die Wangen rollten, und fliege Ihren Befehlen entgegen. Mein Herz kann ich Ihnen nicht mitbringen; es ist ihr längst durch tausend Urkunden bestättigtes Eigenthum, auf das ich keine Ansprüche mehr habe."

„Ich zähle die Minuten, die ich nöthig habe mit Ungedult, und suche ihnen Flügel zu geben, um Ihnen meinen lezten Blutstropfen, meine schwachen Einsichten, meine unbeschränkte Anhänglichkeit an Ihre geheiligte Person, und jene tiefe Ehrfurcht zu opfern, mit welcher ich mich nenne

Sire!

Eurer Majestät

Unterthänigst-treugehorsamster Diener

Neker.

Neker säumte nicht, sich sogleich auf den Weg nach Versailles zu begeben. In Basel

die Sehnsucht einer ganzen Nation zu befriedigen, indem er nach Frankreich zurükgieng, und die verhaßte Herzogin, um ihr Leben durch die Flucht zu retten. — Die Herzogin lies ihn ersuchen, zu ihr zu kommen. Der Minister folgte der Einladung; aber von ihrer Unterredung ist nichts bekannt worden. Sie mag auch ziemlich kalt gewesen seyn.

Die Nachricht von Nekers Zurükberufung verbreitete allgemeinen Jubel in Paris, und that selbst der Ausgelassenheit des Pöbels Einhalt, obgleich der Geist der Empörung den grosen Haufen durch und durch erhizt hatte, so daß selbst der Marquis de la Fayette schon am 24ten July das Kommando der Nationalarmee niederlegen wollte. Man drang aber von allen Seiten so sehr in ihn, daß er sich, besonders auf die Vorstellungen des Herrn Bailly entschlos, seine Stelle ferner beizubehalten. Herzlich wünschen wir diesem verdienstvollen Manne, daß er nicht am Ende mit Undank für die grose Arbeit zusammengelaufenen Horden undisciplinirter Leute zu befehligen belohnt werde.

Am 25ten July wurden durch die Nationalgarde vier und zwanzig Personen angehalten. Sie gaben vor, sie hätten Brod

haben

haben wollen. Alle waren in Betteltracht gehüllt, aber man entdekte bei einigen unter den übergeworfenen Lumpen anständige Kleidung, und da man sie in dieser Rüksicht verdächtig fand; so wurden sie gefänglich eingezogen. Drei andern giengs nicht besser, bei denen man Blendlaternen fand, und wovon der eine beschuldigt wurde, er habe die Absicht gehabt, einen Spezereiladen anzuzünden. Da man indessen weder von Bestraffung, noch Loslassung dieser Leute ferner etwas gehört hat; so ist es wahrscheinlich, daß sie unschuldig befunden, wieder auf freien Fus gesezt worden sind. Inzwischen fehlte es nicht an Vagabunden, die sich zu hunderten zusammen rotteten, um unter der Maske der National-Patrouille zu rauben. Die Versammlung der Stände suchte diesem Unfug auf alle Weise zu steuern. Ein junger unerfahrner Malteser-Ritter wäre aber beinahe bei einer solchen Gelegenheit übel weggekommen. Ihm wurde der Auftrag von dem National-Kriegsrath gegeben, die Gegenden um Paris gegen die heimlichen Einfälle von Räuberbanden zu schüzen. Er hatte seine schriftliche Ordre zu sich zu stecken vergessen, wurde von einem Bürgertrupp angehalten, und, ohne einige Briefe, die er glüklicher Weise bei sich hatte, und die ihn legitimirten, würde er zuverläßig als ein verdächtiger Mensch eingebracht worden, und vielen Unannehmlichkeiten ausgesezt gewesen

 seyn.

zurük. Es wäre überflüssig
gungen zu erwähnen, die ihm auf dem Wege erwiesen wurden; diese kann man sich leicht vorstellen. Ueberall wurde er der Vater des Volkes, der Wiederhersteller Frankreichs, der redliche Minister genennt, und wo er sich bliken lies, strömten Lobsprüche auf ihn zu.

Hier dürfte der Ort seyn, einiger Lebensumstände des Herrn von Neker kürzlich zu gedenken, die den Leser mit dem Charakter dieses, in der französischen Geschichte unsterblichen Staats-Ministers näher bekannt machen können. Wir entlehnen solche aus einer kürzlich in Regensburg erschienenen Schrift, die das Gepräge der Wahrheit und Unpartheylichkeit trägt.

Das Nekerische Geschlecht leitet seinen Ursprung aus Armagh in Irrland her, es hatte aber das sonderbare Schiksal, immer aus einem Lande in das andre vertrieben zu werden, und nur in Preussisch-Pommern hat es sich am längsten erhalten.

Aus Irrland muste diese Familie ungefähr vor zweihundert Jahren de Protestantischen Religion wegen flüchten. Sie lies sich in Deutschland nieder, und die meisten davon stunden beinahe ein ganzes Sekulum hindurch, in

in Pommern in geistlichen Aemtern, besonders in den Kirchspielen Priclüz und Wartenberg bei Pyriz, wo verschiedene von ihnen nach einander sich als Prediger folgten.

Des Ministers Urgrosvater Martin Neker war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts noch Prediger in Wartenberg. Einer seiner Söhne hatte die Rechtsgelehrtheit studiert, und ward Regierungsadvokat in Cüstrin. Ein Sohn von diesem ward auch Jurist, und gleichfalls Advokat in Cüstrin, bis 1712. Allein dieses Handwerk war seiner Neigung zuwider, und er sehnte sich nach einer andern Stelle. Der Geheime Kommerzienrath Schüze in Berlin, sein naher Verwandter, hatte bald Gelegenheit seinen Wunsch zu befriedigen. Dieser erhielt den Auftrag von Hanover aus, einen Rechtsgelehrten zum Hofmeister eines jungen Bernsdorf, den der nachherige König von Engelland Georg I. zur Taufe gehalten hatte, vorzuschlagen; der Advokat ward dazu empfohlen, und nahm den Ruf an. Er führte zuerst seinen Zögling nach Genf, und von da nach geendigten Studien auf Reisen, zulezt nach London. Bernsdorf, der sich unter Nekers Aufsicht zum jungen Mann voll edler Gesinnungen und zweckmäsigter Kenntnisse gebildet hatte, erhielt allgemeinen Beifall. Der Monarch beschenkte den Hofmeister mit königlicher Freigebigkeit, und bewog

Erziehungsinstituts für junge Engländer in Genf zu übertragen. Das Institut gieng gut von statten, und Neker, der Anfangs Lehrer des Staatsrechtes war, über das er auch ein 1740. in Marburg herausgekommenes Werk schrieb, eroberte das Vertrauen der Genfer in solchem Maase, daß sie ihn zum Mitgliede des Collegiums der Zweihunderten erwählten.

Der Beschlus folgt.

Claus Helmes und Preis.

Vermöchte ich einen Tempel zu errichten, ich heiligte ihn dem vaterländischen Verdienste. Im Pracht sollte er mit Roms Roronda kämpfen, Albion, so stolz auf seine Westmünsterhalle müste uns beneiden. Immer offen seine Thürflügel strömten alt und jung hinein zu sehen die schönen Denkmale deutscher Art Kunst und Patriotismus. Hinein führte der Greis seinen Enkel und der Vater seinen Sohn, beide kehrten zurück mit edlern grösern Empfindungen als der fromme Beter vom Hochaltar, dessen goldne Glorie Wochenlang seine Einbildung nicht verläst.

Da

Da stürzte glühend am Fusgestelle der grosen Deutschen die Thräne aus des Jünglings Aug und er fühlte in dieser heiligen Versammlung zum erstenmal seine Brust zu enge für sein Herz. Nur Menschen die die Gröse in dem Modeln nach Hofslaune und im Konvenienzmäsigen Seelenzuschnitt suchen, würden die heilige Halle nicht besuchen, zum frommen ihrer Schädelgen welche leicht an den harten Denkmälern zerschellen könten.

Da ich aber weder Tempel bauen kan, und meine Hand nur gewohnt die Feder zu führen, weder durch Meussel noch Grabstichel Monumente zu errichten vermag: so sei dieses Blatt der Opfertisch meiner Empfindungen.

Mit Ehrerbietung nahe ich mich also euch:
Claus Helmes und Preis!
und gebe was ich habe.

Zwar ward ihr, da ihr noch unter uns wandeltet nur Viehhirten, aber wahrlich ein hohes himmlisches Herz schlug unter euern leinernen Kitteln, und käme wohl dem ein Titel und Stern gleich? Ein volles Jahrhundert liegt zwischen euch und uns, aber noch blüht euer Andenken im Segen, noch genießt euer friedliches Dörfchen die Früchte eurer Erfindungen und ein deutscher Gelehrter, der Erbe eures Edelsinns, merkwürdig durch seine Schicksale, verehrungswürdig durch seine

Im Fürstenthum Nassau Siegen liegt ein Dorf Helberhausen. In kleiner Entfernung liegen noch zwei Dörfer, alle drei in einem angenehmen Thale in der nordöstlichen Ecke des Amtes Hilgenbach. Ein waldiges Gebirge der Giller genannt, schließt dieses Thal ein, dessen Bewohner vom Ackerbau und Kohlenbrennen leben. Eine liebenswürdige Offenheit des Karakters, Gewerbsamkeit und jene Droiture, jene Bonhomie, die Heloisens Schöpfer an den Alpenbewohnern so reizend fand, zeichnet die dasige Menschenart aus.

In einem dieser Dörfer — Helberhausen wohnten die drei genannten Männer, alle drei edle biedre Bursche, arm aber arbeitsam. Sie weideten ihre Heerden durch die weitläufigen Forsten des Gillers, und im Jahr 1690 kamen alle drei auf den Einfall, indessen ihre Heerden weideten, aus getroknetem Ahornholze, mit sehr einfachen Werkzeugen, Löffel zu schneiden, die damals jeder Bürger und Bauer brauchte. Ein Nebengeschäfte für sie und

*) Hr. Prof. Jung in Marburg.

Sein Werth ist Menschenwerth und Güte,
Wer gros und edel denkt, wird gröser nicht im Liede,
Im Panegyrikus veredelt sich sein Herz.

und ein kleines Verdienst, denn ein solcher Löffel gilt 2 Heller. Intresse, leidenschaftlicher Hang und ein gemeinschaftlicher Wetteifer spornten sie an und die Menge der Löffel, die sie an einem Tage schneiden, so wie die Feinheit der Ausarbeitung nahm immer zu. Diese drei Jünglinge trieben einerlei Gewerbe und dennoch lebten sie in einer kollegialischen Freundschaft, wovon man selbst in höhern Ständen selten Beispiele finden soll. Glaubwürdig ist dieses auch immer, da es nur Bauern waren.

Ihre Nachbarn merkten bald, wie einträglich diese Arbeit sey, einer nach dem andern fieng auch an Löffel zu machen, und jene 3 Hirten entdeckten ihnen freundlich und ohne Zurückhaltung alle Handgriffe. Ein Zug in dem Karakter dieser Männer der sie ausnehmend verehrungswerth machen muß.

Nach und nach vermehrte sich die Anzahl dieser Löffelmacher auf 40. Das Holz wurde Karrenweise gekauft, ein Karren mit 1 fl. bezahlt, aus einer solchen Ladung wurden 1000 Löffel gemacht und diese galten nun 16 fl. Ein einzelner geübter Mann verfertigt des Tags 60 Stücke, und jährlich zog dieses kleine Gewerbe 4000 fl. in das Dorf, wovon nicht mehr als 240 für Holz wieder abgiengen.

Der Absaz war sicher, er war aber auch bequem. Leinewandhändler aus dem Chur-

kóllnisch-

und legten sich zulezt blos auf den Löffelhandel. Der Absaz in Költn nahm immer zu. Jezt werden ganze Pferdeladungen hingebracht, eingeschifft und nach Holland geschickt, wo sie überall hin besonders häufig nach Westindien kommen.

Nach und nach vermehrten sich die Löffelarbeiter auf 80. Diese Zahl hat sich seit 40 Jahren erhalten und trägt izt dem Dorfe jährlich 8000 fl. ein *).

Genug! und nur noch diese Anmerkung, daß kein Gewerbe so unbeträchtlich sey, daß es nicht für ein ganzes Land reichhaltig werden könne, und daß auch das geringste Gewerbe die Aufmerksamkeit der Kammer verdiene.

*) S. Churpf. Bemerkungen 1781.

Auch hier gedeihet der Ahorn sehr gut, wie die in dem neben dem Kirchhof liegenden Garten befindlichen Bäume beweisen. Sollten wir nicht auch für die Nachwelt pflanzen, da es die Vorwelt für uns that?

— quae seminibus iactis se sustulit arbor
Tarda venit seris factura nepotibus umbram.

VIRGILIUS.

Aufruhr in Paris.

Beschluß.

Er verheirathete sich hierauf mit der Tochter des Syndikus Qualtier, und hatte mit ihr zwei Söhne, Ludwig und Jakob. Dieser Jakob ist der gegenwärtige Sully Ludwigs XVI., der schon vom Vater her vom Schiksal zu wichtigen Revolutionen ausersehen war; denn sein Vater sank, vom Schlage gerührt, todt zur Erde nieder, als er eben in der St. Peterskirche, wo eine Wahl vorgehen sollte, und alles in Gährung gerieth, eine kraftvolle Rede hielt, um die erbitterten Gemüther zu besänftigen. Unsers Nekers älterer Bruder Ludwig war Professor in Genf, und Mitarbeiter des Dictionaire encyclopedique. Er wurde in Verdrüßlichkeiten verwickelt, und die Republik begieng die Ungerechtigkeit, diesen würdigen Mann auf ein Jahr zu exilieren.

Marseille, der Geburtsstadt seiner bereits verstorbenen Gattin, wo er mit seinem Bruder Jakob und einem Schwager des Banquier Frieß in Wien eine Handlung errichtete, die von solchen einsichtsvollen Leuten geführt, glüklich war. Nach einigen Jahren zog er sich mit zwei Millionen Livres zurük, gieng nach Paris, und lebte dort in Ruhe.

Jakob Neker studierte erst Philosophie und schöne Wissenschaften in Genf; er empfand aber gleichfalls einen besondern Hang zur Handlung, und begab sich bei dem Banquier Vernet in Paris in die Lehre; Eifer und Redlichkeit zeichneten Nekern auch hier aus. Er sezte indessen seine Studien neben bei fort, wozu ihm die ansehnliche Bibliothek seines Lehrherrn sehr nüzlich war. Vernet, ein Mann, der warmes Gefühl für Freiheit hatte, wurde besonders über die Bedrükungen der Protestanten, in den lezten Jahren der Regierung Ludwigs XV äusserst aufgebracht. Er sehnte sich nach seinem Vaterlande zurük, verlies 1653 Paris, und auf seinem Landgute bei Genf, den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben.

Unser Neker hatte das ganze Zutrauen dieses Mannes gewonnen, der vor seiner

Abreise

Abreise eine beträchtliche Summe zum Vortheil seines Lieblings aussezte, und ihn zum Innhaber der Handlung erklärte, bei welcher sein Neffe den Namen Vernet fortsezte. Neker blieb aber nur eine kurze Zeit mit dem leztern in Verbindung, und vergesellschafte sich mit dem Banquier Thessulon. Hier legte Neker theils als Hauptactionär der französischen Ostindischen Gesellschaft, theils bei dem Schiffhandel, der von den Capern weggenommenen Prisen, den Grund zu seinem so ansehnlichen Vermögen.

Nach dem Pariser Frieden 1763 fiel der Herzog von Choiseul auf den Gedanken, daß kein bequemeres Mittel sey, der Krone neue Fonds zu verschaffen, als wenn man die Ostindische Gesellschaft aufhübe, und die zu ihrer Gründung hergeschossene Summen zurüknähme. Obgleich Neker auf dem Ostindischen Hause in einer herzeindringenden Rede unwidersprechlich erwies, daß diese Aufhebung die Ehre der Monarchie verdunkeln würde, so sezte doch Choiseul, der stolze Minister, der sich nie geirrt haben wollte, seinen eigensinnigen Plan durch, und die Gesellschaft wurde auf königlichen Befehl aufgehoben. Da nun das Nekerische und Thelussonische Bankohaus die stärksten Fonds in der Gesellschaft, und den ausgebreitesten Credit auf den Hauptpläzen der drei Welttheile hatte,

niglichen Schiffe und Güter, die Glüksum-
stände dieses Hauses ausserordentlich.

Mitten in dem Fortgange seines Glüks lernte Neker seine jezige Gattin, die Tochter des Predigers Curohot zu Nyon im Canton Bern kennen. Ohne Vermögen, aber liebenswürdig und edel machte sie einen so tiefen Eindruk auf Nekers Herz, daß er sie heirathete. Er erzeugte nur eine Tochter mit ihr, welche die jezige Fran von Stael, Gemahlin des Schwedischen Gesandten am französischen Hofe ist. Im Jahr 1769 wünschte die Republik Genf, daß Neker sich den Handlungsgeschäften entziehen, und die Stelle ihres Gesandten in Paris übernehmen möge. Der Patriot erfüllte den Wunsch der Republik, und wurde hierdurch, und durch verschiedene trefliche Schriften, welche von ihm erschienen, dem Hofe näher bekannt.

Indessen war Thelusson gestorben, und es kam zu Theilung des bisherigen gemeinschaftlichen Vermögens. Der Abschlus bewies, daß Neker bei 8 Millionen Livres baares Geld herauserhielt. Das machte grofes Aufsehen, und Ludwig XVI glaubte mit Recht in ihm den Mann gefunden zu haben, der dem zerrütteten französischen Finanzwesen wie-
der

der aufhelfen könne. Der Minister Graf Maurepas, erhielt den Auftrag, ihm königliche Dienste anzubieten, und mahlte sie ihm auch mit so lieblichen Farben vor, daß Neker endlich nachgab, seinen Gesandschaftsposten niederlegte, und im Jahr 1776 als Tresorier géneral des Königreiches auftratt, jedoch nur unter der ausdrüklichen Bedingung, daß ihm erlaubt sey! ohne Besoldung und den mindesten der dieser Stelle anklebenden Vortheile dienen zu dürfen. Diese edle Uneigennüzigkeit muste ihm natürlich das Zutrauen des Königs und die Achtung der Nation erwerben.

Es ist bekannt, wie eifrig er sich bemühte, den gesunkenen Credit Frankreichs wieder herzustellen; allein da er zu diesem Behuf genöthiget war, die überflüßigen Bedienten der Krone abzuschaffen, so zog er sich den Haß der Hofparthey, welche manche ihrer Günstlinge nun verlassen sah, auf den Hals. Sogar dem Herzog von Orleans gab er eine abschlägige Antwort, als dieser sich für einen seiner Lieblinge verwendete, und sezte hinzu: hier mus man nur das Beste des Vaterlandes beherzigen, und sich nicht durch die schmeichelhaftesten Empfehlungen blenden lassen! Der Herzog selbst, so leid ihm auch dieser Anschlag that, muste Nekers Standhaftigkeit bewundern, und er schäzte ihn um

géneral des finances. Neker übernahm diese Stelle unter den ähnlichen Bedingungen wie das Amt eines Tresorier géneral, nemlich ohne den mindesten Gehalt.

Einige Züge aus seinem Charakter können die Klugheit und erhabne Denkungsart dieses grosen Mannes beweisen. Der Abbé Blaudeau hatte den Minister in Schriften gröblich beleidiget, und der König schikte den Schwäzer dafür in die Bastille. Neker lies nicht nach, bis der Monarch den Pasquillanten loslies, und verschafte auch seiner hülflosen Familie noch einen Gnadengehalt.

Als er Directeur géneral wurde, bat er sich ausdrüklich von dem Könige eine Commission von den drei einsichtsvollen Finanzmännern aus, die jedesmal seine neuen Einrichtungen mit dem Kennerblik untersuchen sollten, ehe sie in Erfüllung gebracht würden. Man wählte hiezu die ehemaligen Intendanten der Ostindischen Handlung. Ausserdem wurden Nekers Entwürfe noch dem Könige im Beiseyn des Grafen Maurepas und dessen Neffen, dem Herrn von Amelot, zur Ratification vorgelegt, und von lezterem contrasigniert, durch die gardes archivé dem Par-

lament

lament, und der Chambre de Comtes zum eintegistriren übergeben. Er handelte also gewis nicht willkührlich, wie ihn manche seiner Gegner haben beschuldigen wollen. Im Jahr 1777 lies er sich ein Haus erbauen. Hier ereignete sich ein Vorfall, der ihm zwar Ehre machte; aber auch die Anzahl seiner Feinde vergrösserte.

Die Compagnie der Spiegelmanufaktur befahl dem Tapezier bei Berechnung der Spiegel für das Nekerische Hotel 6000 Livres weniger anzurechnen, weil dieses ein mit seinem Amte verbundener Vortheil sey. Neker hielt sich dadurch für beleidigt. Die Compagnie muste ihre Entschliessung in einem besondern Protokoll widerrufen, und er fügte demselben folgende Anmerkung eigenhändig bei: „Es „sey sehr unschiklich, wenn diejenigen, wel„che hohe Aemter im Staate verwalten, sich „auf eine so unedle Art, und zum offenba„ren Nachtheil des gemeinen Bestens berei„chern wollten.

Diese merkwürdige Anmerkung verursachte Nachdenken und Furcht bei denen, die dergleichen Nebenvortheile bisher als einen, ihren Aemtern anklebenden rechtmäßigen Nebengewinn betrachtet hatten, und sie wurden dem Manne, der sie durch sein Beispiel dessen berauben zu wollen schien, um desto gehäßiger,

Nekers Einrichtungen zielten durchgängig auf das Wohl des Staats, die Verbesserung des Finanzwesens, und die Erleichterung des gedrükten Bauern- und Nahrungsstandes ab. Sein Compte rendu au Roi erhielt den Beifall des Pariser Parlaments, ob ihn gleich die misvergnügte Parthey spottweise Compte Bleu nannte, weil das Buch in blauem Papier broschürt verkauft wurde.

Durch eine zweite Schrift, unter dem Titel: Memoire de Mr. Necker au Roi sur l'etablissement des Administrations Provinciales, aber verlohr er den Beifall des Parlamentes wieder, und die Zahl der Misvergnügten vermehrte sich ausserordentlich. Er zeigte in dieser Schrift, wie er noch weit grössere Unordnungen in dem bisherigen Finanz-System Frankreichs entdekt habe. Er schilderte mit Freimüthigkeit die verderblichen Misbräuche, durch deren Abschaffung zwar die Rechte der Parlamenter vermindert, aber die Gleichheit der Auflagen mit den Rechten der Armen und der zahlreichsten Volksklasse erhalten würde. Er foderte, daß Vornehme und Reiche nach einem billigern Maasstabe als bisher zu den Bedürfnissen des Staates beitragen sollten.

Neker

Neker hatte voraus gesagt, daß er bei seiner Denkungsart sein Wesen als Finanzminister nicht lange treiben würde. — Er hatte nun den Haß des Hofes, der Parlamenter, des Adels und der Reichen gegen sich, und nur die liebevolle Hochachtung der Geistlichkeit, der Untergerichtshöfe, der Gefängnisse und Hospitäler hielten ihn dafür schadlos. Er legte seine Stelle freiwillig nieder, weil er sah, daß er das Gute nicht bewirken konnte, welches er sich vorgesezt hatte. Indessen fühlte man bald den Verlust eines Mannes, der allein fähig war, Frankreichs gänzlichen Verfall zu hindern, und er wurde auf die dringendste und schmeichelhafteste Weise vom Könige ersucht, seinen Posten wieder zu übernehmen. Er thats unter den nemlichen Bedingungen, wie er es zum erstenmale gethan hatte, und, seinen Grundsäzen getreu, arbeitete er unermüdet aufs neue dem grosen Ziele entgegen, bis ihn Neid und Hofcabale zum zweitenmale untergruben, und sein schwacher Gebieter ihn verabschiedete und verbannte; ihn aber auch zum zweitenmale zurükrufen muste, wenn nicht die Krone von Ludwigs Haupt fallen sollte.

Neker kehrte, wie wir wissen, aus dem Mutterlande der Freiheit wieder in das von Bürgerblut rauchende Frankreich zurük. Hat ihn Ehrgeiz oder Menschenliebe oder Privat-

sen. War Ehrgeiz der Sporn, der ihn wie-der in den Strudel des Hofes trieb, an dem er genug geglänzt, aber auch die Undankbarkeit der Grosen aus vollem Becher geleert hatte; so ist das eine schwache Seite des grosen Mannes, die wir gern zudekken mögten; waren Menschenliebe, Liebe zum Könige, die Triebfedern seines Entschlusses; so macht er zwar seinem Herzen Ehre; allein der vernünftigere Theil der Menschen wird ihm immer diesen Schritt verdenken, der ihn um die selige Ruhe betrügt, in der er seine Tage hätte zubringen können, und der ihn leicht in einem Lande, wo der ausgelassenste Pöbel den Meister spielt, um Ehre, Glük und Leben bringen kan.

Beschlus

Von der Winterstallfütterung der Schaafe.

Man versehe sich mit hinlänglichem Futter, verbessere seine natürlichen Wiesen, baue Futtergewächse im Artlande an, zähle nicht zu viel Winterschaafe ein, und gebe diesen von Heu und jeder guten Fütterung so viel als sie brauchen. Damit aber der Schäfer von dem für

für die herrschaftlichen Schaafe bestimmten Heu nichts für sein Rindvieh entwende; so muß ihm entweder kein Rindvieh zu halten erlaubt werden, oder wo er befugt ist es zu halten und eine bestimmte Menge Heu sogar einen Theil seines Lohns ausmacht, muß man entweder ihm satt Futter für sein Vieh geben, damit er nicht nöthig hat an der Herrschaft untreu zu werden, oder welches am besten ist, man hebt diese Befugnis gegen eine hinlängliche Entschädigung ganz auf. Es ist wahr, keine Art Gesinde betrügt die Herrschaft mehr als Schäfer, aber es ist auch wieder wahr, daß die Herrschaften meistens selbst Schuld daran sind. Sie denken nicht immer so billig, ihrem Gesinde so viel zu geben, daß es gut dabei bestehen könne, und glauben Wunder wie ökonomisch sie handeln, wenn sie ihrem Gesinde so wenig als möglich geben. Aber eben dieser kümmerliche Unterhalt macht, daß sodann dieses seine Subsistenz, wozu es so gut ein Recht hat, als die Herrschaft, auf eine andre Art sucht, und wodurch diese allezeit unendlichmal mehr verliert.

Also ein abermaliger Beweis, daß viele Gutsherrschaften rechnen können ohne eine Rechnung zu verstehen.

Hat man bei der Schäferei nicht Heu genug, immer ein übler Umstand, dann ist man zum Heukauf genöthigt und dann hat man

desto

Endlich ist noch des Heues gedörrter Futterpflanzen zu erwähnen.

So wie sich Stroh zum Grasheu verhält, eben so verhält sich das Heu von Futterpflanzen gegen das Grasheu, insbesondre das Kleeheu. Bei gut eingerichteten Landwirthschaften, füttert man die besten Schaafgräser grün, und diese Grasfütterung kan vom Merz anfangen und bis in den October dauern. Man risquirt bei dieser Grasfütterung nichts: da das Gras nicht aufblähet, die Schaafe fressen es gerne und bleiben dabei gesund. Den säugenden Schaafen und abgesezten Lämmern giebt man weisen wohlriechenden Bergklee und im Winter wird gedörrter Brabanter Klee oder noch besser weiser holländischer Klee den Schaafen gefüttert. Zwei Pfund desselben nebst 1 Pfund Wicken oder Gerstenstroh sind für ein Schaaf hinlänglich, und wenn man diese Portion nur einmal abgewogen hat, mißt man sie dann künftig vor. Getreid zu füttern ist nicht vortheilhaft: denn wenn die Schaafe nicht jämmerlich dabei Hunger leiden sollen, so kosten sie ihrem Herrn mehr als sie jemals eintragen können.

In manchen Gegenden füttert man auch im Anfang der Einstallung geschnittne Heide. Sie ist hitzig und trofnet die innerlichen Feuchtigkeiten auf. Wer nun Erbsenstroh

hat

hat, wird seinen Schaafen eine grösere Güte mit diesem erzeugen. Dagegen sind die Roskastanien desto mehr zu empfehlen. Die Schaafe fressen sowohl die Frucht als die Schaale, man zerstöst sie und mischt etwas Strohhechsel bei. Am besten gewöhnt man schon die Lämmer daran: denn die Roskastanien sind das zuverlässigste Mittel, welches wir bis izt gegen die Faulsucht der Schaafe kennen, und sie dienen theils dieser Krankheit vorzubeugen, theils sie, wenn sie noch im Anfang ist, zu heilen. Am leichtesten kan der Schäfer seine Schaafe daran gewöhnen, wenn er die Lämmer um Michaelis alle Tage etwas klein geschnittene frische Kastanien aus der Hand und dann von Zeit zu Zeit immer mehr davon fressen läst. Sie werden dieselben ihrer Bitterkeit ohngeachtet in kurzer Zeit fressen lernen, wenn man ihnen auch keinen Schrot darunter mischt. Sobald nun nach Michaelis Nebel und Reife fallen, muß der Schäfer den Schaafen und Lämmern von dieser Frucht einige Tage früh und Abends so viel zerstossen in den Krippen vorlegen, als sie davon fressen mögen. Es wird ihnen sicherlich wohl bekommen. Auf ein Schaaf rechnet man $\frac{3}{4}$ ℔. Kastanien oder Schaalen, oder beide zusammen. Die Erfahrungen vieler sächsischen Schäfer bestättigen die Güte dieser Fütterung, und sie werden noch immer von ihnen mit grosem Nutzen als ein vorzüglich gesundes

immer vorräthig habe, …
Zeiten eine hinlängliche Menge derselben anschaffen, einen Theil davon auf dem Boden abtrocknen, und sodann auf einer Mühle schroten lassen. Wenn man viel dergleichen Schrot hat, kan man Schaafe, besonders Merzschaafe geschwind damit fett machen, welches auch bei Ochsen und Kühen angeht, ja bei den leztern vermehren sie die Menge und Güte der Milch, und bewirken eine fette schöne gelbe Butter.

Noch giebt es mancherlei Fütterungsstoffe, z. E. Dickrüben, Möhren, Kartoffeln, Erdäpfel, welche man zerstosen und mit Hechsel vermischt den Schaafen im Winter zum Mittagsfutter geben kan, allein dergleichen Früchte werden meistens für die Kühe und für das Mastvieh gezogen. Hat man bei einer Futterschäferei genug gutes Kleeheu, so kan man ihrer entbehren.

Nur eine Pflanze verdient als grünes Winterfutter besondre Aufmerksamkeit — das gemeine Afterblutkraut Poterium sanguisorba. Man treibt entweder die Schaafe im Winter auf das damit bestellte Feld, oder man haut diese Pflanze ab und füttert sie den Mutterschaafen und Lämmern in der Krippe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Historisch-oekonomische Abhandlungen

Giesen 1790

Oecon. 22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10293508-5
VD18 1271884